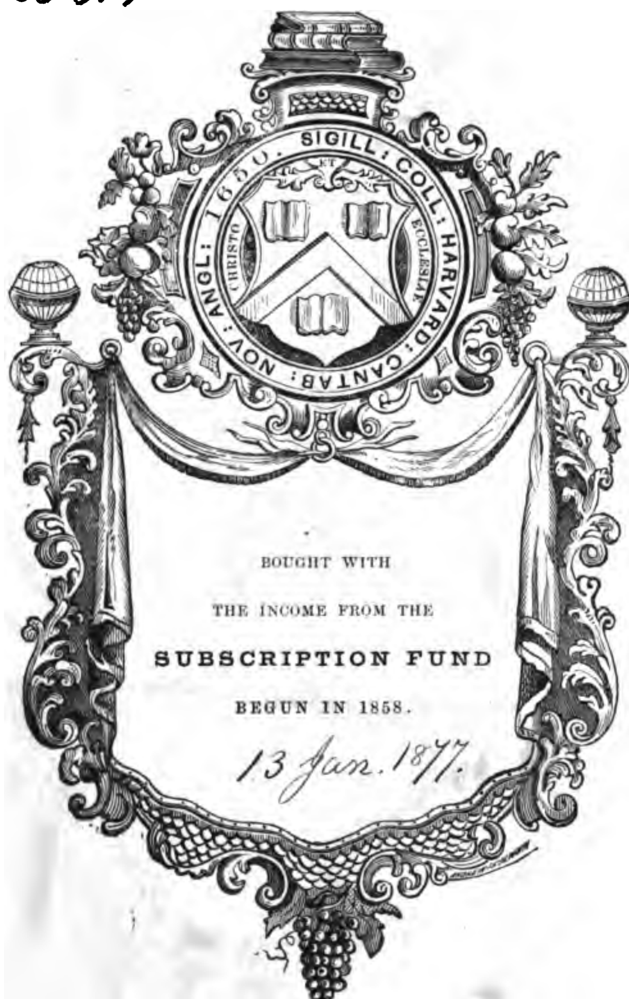



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIÆ
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.
13 Jan. 1877.

Handbüchlein für Freunde

des deutschen Volksliedes.

Von A. F. C. Vilmar.

Zweite Auflage.



Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes.

von

August Friedrich Christian
A. F. C. Vilmar.

Zweite Auflage.

Zu Marburg in Hessen
gedruckt und verlegt von Joh. Aug. Koch.
1868.

V

Vorwort.

Dieß kleine Buch gibt, ganz ähnlich meiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" Vorträge wieder, welche ich zu wiederholten Malen in verschiedener Ausdehnung bald vor einem kleinen, bald vor einem größeren Kreiße freundlicher Zuhörer gehalten habe. Man wünschte einen Führer durch den, wie es Vielen scheinen wollte, allzu dichten Wald der Samlungen von Volksliedern, welche seit Erlachs Samlung von (meist angeblichen) Volksliedern erschienen sind, und die eben genannte Samlung gab vor fast dreißig Jahren die erste Veranlaßung zu einem solchen, damals vorzugsweise kritisch gehaltenen, Vortrage. Aehnliches wiederholte sich nach dem Erscheinen von Uhlands Volksliedern, und abermals mit Rücksicht auf Simrocks und auf Mittlers Samlung. Die Aufgabe bestand darin, den wesentlichen Charakter des volksmäßigen Liedes an dessen ältern Erscheinungen nachzuweisen, und hier und da dessen geschichtliche Entwicklung und Umgestaltung, so wie dessen Zusammenhang mit der modernen Kunstdichtung anzudeuten. Diese Nachweisung mußte der Natur der Sache gemäß vorzüglich an dem ältern historischen Volksliede, in dessen engerem und weiterem Sinne,

vollzogen werden, weshalb denn dieses auch den grösten Raum in Anspruch zu nehmen hatte. — Man ließ sich den gewählten Führer gefallen; ob, was der mündliche Vortrag in den bezeichneten Fällen erreichte, auch dem Drucke gelingen wird, muß der Erfolg lehren. Ein großer Theil der sprachlichen und ein kleinerer Theil der sachlichen Erläuterungen, welche im mündlichen Vortrag gegeben wurden, ist übrigens im Drucke weggeblieben, weil dieselben dem Buche einen allzu schwerfälligen Charakter zu geben schienen. Ob mit diesen Weglaßungen zu viel oder zu wenig geschehen ist, muß ich dem Urteil der freundlichen Leser überlaßen; die Wünsche und Bedürfnisse meiner Zuhörer waren in den verschiedenen Kreißen derselben nicht gleich, und anders wird es sich auch mit den Lesern nicht verhalten.

Inhalt.



lle wahre Kunst, die des Wortes, wie des Bildes und des Tones, ist tiefes Bedürfnis des menschlichen Geistes, nicht Spiel der Willkür. Diejenigen Erscheinungen der Poesie sind also immer die bedeutendsten und ansprechendsten, welche die wenigsten Spuren der Willkür, die meisten Zeugnisse eines tiefen, reinen Bedürfnisses an sich tragen. Und wo könnte es sich deutlicher offenbaren; daß Poesie aus einem solchen kräftigen, gesunden Naturdrange des Geistes hervorgehe, als da, wo dieselben Dichtungen weit und breit in ähnlicher Gestaltung entstehen, wie die Keime des Frühlings und die Blüten des Mais aller Orten in gleicher Weise unaufhaltsam hervorbrechen, und wie der Finkenschlag und Nachtigallensang aus der Brust der Sänger mit voller ungehemmter Lust hervorquillt? wo alle oder doch eine große Mehrzahl Gleichgesinnter und Gleichgestimmter dasselbe Bedürfnis fühlen, wo sie in den angeschlagenen Ton sofort mit einstimmen; wie im Vorfrühling bei Sonnenuntergang von einem unbelaubten Baumgipfel das einsame Lied der Drossel erklingt, bald aber derselbe Klang von Wipfel zu Wipfel in immer lauteren, helleren, jubelnden Tönen getragen wird, bis der ganze Wald gleichsam in einen frölichen Frühlingsgesang zusammenstimmt, oder wie im grünen Dunkel des Gebüsches

der Amselschlag dem Amselschlag mit langhingezogenem Wiederhall antwortet.

Ein solches Einstimmen und Mitsingen setzen auch unsere Volkslieder voraus: in ihren bestimten Kreißen sind sie eines solchen frölichen, aus der tiefsten Brust der Genoßen hervorklingenden Wiederhalles gewis; es sind Lieder der Gemeinschaft und Geselligkeit, und so kündigen sie sich auch an: als Lieder der Landsknechte, der freilich rohen, aber in Streit und Sturm, in Kampf und Krieg, in Lieb und Leid, in Not und Tod treulich verbundenen, leichtsinnig frölichen Kriegs-Genoßen, die mit lustigem, weitschallenden Gesange auf und ab durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes zogen, und voll brennender Kriegslust heute vor Bünterlin (Pontarlier), morgen vor Nancy, und dann wieder vor Pavia im Thiergarten standen, freudig ihre Haut zu Markte trugen, ihre Mahlzeit mit Spießen anrichteten und mit Hellebarden schmalzten, und auch die blutigen Wunden und die schwerste Verstümmlung (wenn ihm ein Flügel vom Leib gehauen war) mit lustigen Scherz- und Spottliedern begleiteten, wie einst in der grauen Vorzeit des gewaltigen Heldentums der Sage der grimme Hagen von Tronei und Walther von Lengers am Wasichenstein des ausgestochenen Auges und der abgehauenen Hand mit trotzigem Scherze gespottet hatten. Andere Lieder kündigen sich an als Reiterliedlein, und sie atmen den frischen, freien und leichten Sinn des „Hänselein, das über die grüne Haide ausritt", an den mutigen Rossen, die da wol „kunten zelten und traben", an dem lustigen Dahinfliegen durch den grünen Wald und die weite, breite Haide, über die Rennsteige und Weinstraßen, an dem hohnneckenden Kampf mit den Städtern und dem geordneten Reichsregimente, freilich auch an Beute und — Raub; mit einem Worte, sie atmen den Sinn und Mut der Reitergesellen, der uns aus Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, aus Lerse und Georg als ein Hauch des frischesten,

wahrsten Lebens entgegenweht. Ebenso sind die Bergreihen Gemeinschaftslieder der frommen und fleißigen Knappschaften, die zusammen standen zum Morgengebet im Zechenhaus, zusammen standen im dunkeln Schoß der Erde am mühseligen Tagewerke; zusammen an Feiertagen zu heiterm Gesang von dem funkelnden Erze der Tiefe und von den lieblichen Jungfrauen und treuen Gattinnen der heitern Oberwelt, die zusammenstanden, auch wenn der letzte Feiertag herankam und das einstürzende Gewölbe der finstern Halde die im Leben Verbundenen auch im grauenvollen Tode vereinigte. — Eben so verhält es sich mit den Jägerliedern, den Trinkliedern, den Mailiedern und endlich auch mit den zalreichen Liebesliedern, welche alle zusammen in der Zeit als sie entstanden als „gute Gesellenliedlein" zusammengefaßt wurden; die fröliche Gesellschaft der zusammen Gehörenden, am Tische des Handwerks wie des Trinkhauses, auf der Jagd wie auf dem Tanzboden ist der Kreiß, in dem sie entstehen, der sie versteht und der ihnen freudig mit lautem Wiederhall antwortet. Ein allgemeines, formloses Publicum, wie den heutigen Dichtern, stand den Sängern der Volkslieder nicht vor Augen; es ist ein bestimter, aber dem Dichter in Leben, Sinn und Sitte nahe verwandter Kreiß, den sie vor sich haben, und daher rührt die concrete Anschaulichkeit, die Warheit, welche aus diesen Liedern, selbst aus denen geringeren Wertes uns so ansprechend entgegen tritt, zum grösten Theile her. Der Name Volkslieder, den wir seit Herders Zeit für diese Dichtungen gebrauchen, war damals gar nicht vorhanden; es gab eben nur Landsknechtslieder, Reiterliedlein, Bergreihen und gute Gesellenliedlein.

In diesen engeren Verhältnissen, diesen fest geschloßenen Kreißen der Geselligkeit mit denen, welche nicht durch Wal und Willkür, sondern durch die gegebene Ordnung der Dinge zusammen gehörten, fühlten sich denn die Beteiligten wol und

behaglich; und während das 15. und 16. Jarhundert, was die politische Weltlage und die übrigen öffentlichen Verhältnisse, ja was das sociale Leben selbst zum Theil betrifft, an Unruhe, Verwirrung und Unbehaglichkeit unserer so viel bekrittelten und verurteilten Zeit schwerlich allzu weit nachstanden, ja sie in manchen Punkten entschieden an Ungunst der Verhältnisse übertrafen, so ist doch kein Ton des Mismuts, der Verstimmung, des gereizten Verdrußes in diesen Liedern herauszuhören; Töne, welche uns in der modernsten Lyrik, bei aller Anerkennung, die man ihnen zollen mag, oft nur allzu unsanft berühren und uns im besten Genuße auf die unangenehmste Weise stören. Hat doch ein geistreicher Kritiker der neueren Zeit sich des etwas derben aber vollkommen zutreffenden Vergleichs bedient: grobe Speisen und schlecht zubereitete Suppen eße man immer mit Appetit, wenn man nur hungrig sei; aber in der besten Suppe dürfe nur ein einziges Haar sich finden, um auch den besten Appetit sofort gänzlich zu zerstören; so wolle er sich anheischig machen, in jedem einzelnen Gedicht der Neuzeit das Haar nachzuweisen, welches den Appetit daran von Grund aus verderbe. Ein solches Haar findet sich nun in den Liedern, von denen hier die Rede ist, nicht, und zwar darum nicht, weil sie ganz und gar in ihrem Kreiße, aus dem sie entstanden sind, bleiben, in diesem Kreiße, in dem man sich so wol fühlte, daß man alles andere darüber vergaß. Kein Ueberschritt der gesetzlichen Schranken, kein Schielen nach Dingen, welche über den nächsten, durch Freude und Gesang auszufüllenden Horizont hinauslagen, kein Sich-Ueberheben und Forcieren, kein ungeduldiges Aufbäumen und Wichtigthun ist in diesen Liedern zu finden; sie sind anspruchslos, einfach, ja kunstlos, aber was sie sind, sind sie ganz, und sie sind nur das, was sie sein wollen und sollen. Diese Resignation, diese anspruchslose Freude an der nächsten Nähe sollten unsere jungen Dichter von dem alten Volksliede lernen, und sie können es an dem-

selben zunächst und am besten; sie sollen und können an demselben lernen, was es heißt, sich die poetische Unschuld, die dichterische Keuschheit bewahren, die eben auch nur bewahrt und geschirmt sein will, die nicht erworben, und noch viel weniger, ist sie verloren, jemals wieder gewonnen werden kann.

Ich sprach schon vorher von der Wahrheit, welche diesen Liedern inne wohne; es ist dieß nun eben eine solche Wahrheit, welche aus einfachen, natürlichen Verhältnissen hervorgehet: eine einfache, natürliche, bescheidene Wahrheit zeichnet sie aus vor so vielen Erzeugnissen der späteren, vor so vielen Erzeugnissen unserer Zeit. Wahrheit enthalten ja auch viele unserer modernen lyrischen Erzeugnisse, aber man muß sagen leider enthalten sie Wahrheit, eine solche nämlich, von welcher schon Platen gesagt hat „die uns nur Scheußliches und Niegeschehenes zollte, das man und wär es auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte". Solche Wahrheit enthalten auch die mystères und die ewigen Juden, solche Wahrheit auch die „Hundepack"-Poesieen des unpolitischen Dichters, welcher früher weit Edleres geschaffen hatte, als diese; solche Wahrheit enthalten die Dichtungen der ganzen Heineschen Schule, und nicht am wenigsten die Erzeugnisse des Hauptes dieser Schule selbst, wie:

Spitzbübin war sie, er war ein Dieb,
Sie hatten beide einander so lieb:
Wenn er Schelmenstreiche machte,
Sie warf sich aufs Bett und lachte — —

Des Morgens um sechse ward er gehenkt,
Um sieben ward er ins Grab gesenkt;
Sie aber schon um achte
Trank roten Wein und lachte.

Und doch gibt es noch weit Aergeres, es gibt warhaft Ekelhaftes, aber immerhin Wahres von diesem, von der Göttin der Frivolität mit dreifachem Lorbeer gekrönten Dichter. Wer nach solchen Wahrheiten lüstern ist, darf

in der alten Volkspoesie nicht darnach suchen — er sucht umsonst; ja ihm werden diese Gedichte stumpf, matt, dürftig und kindisch, ohne Salz und Leben erscheinen. Wir Anderen haben dagegen gerade darum an diesen Gedichten unsere Freude, weil wir solcher Wahrheit nicht in denselben begegnen, wol aber der Wahrheit, welche aus Treue und Liebe, aus herzlicher, jugendlicher unbefangener Freude am Leben, aus kräftiger, reiner Gesinnung und harmloser Stimmung, welche aus ruhiger Zufriedenheit und mit einem Wort aus dem sichern Bewustsein der gegebenen Schranken des Lebens hervorgehet. Auch in der Poesie gibt es einen Sündenfall: ja es gibt auch in der Poesie lockende Früchte an dem Baume der Erkenntnis, die lustig sind zu sehen, und gut zu eßen; aber brich sie nicht; brichst du sie, so hast du allerdings einen Genuß, den wir Andern nicht haben, du hast eine Wahrheit, der wir entbehren, du weißt mehr als wir, was gut und böse ist; aber aus der alten Heimat, aus dem Paradiese der Dichtung treibt auch dich der Racheengel mit flammendem Schwerte unwiderruflich, und Erde wirst du wieder werden, von der du genommen bist: die Unsterblichkeit deiner Poesie ist verscherzt: roher Stoff wird sie sein, nicht für den singenden Mund der kommenden Geschlechter, sondern für die Raritätenstücke der Sammler und den Wust der Literarhistoriker bestimt und aufbehalten. — Unser Volkslied liegt, um das aufgegriffene Bild beizubehalten, noch jenseits des poetischen Sündenfalles.

Daß diese Volkslieder nun eben im vollen Sinne des Wortes Lieder sind, nicht bloße Gedichte, vielmehr singbare, ja mit der Melodie und dem Gesange notwendig und unauflöslich verknüpfte Lieder, habe ich wol nicht nötig, besonders hervorzuheben. Will man sich jedoch dieses Vorzuges der Volkslieder recht bestimt bewust werden, so halte man irgend ein Product der Neuzeit, und zwar eins der besten, zartesten, anmutigsten, welches im Inneren vielleicht manche bedeutende

Vorzüge vor dem verglichenen Volksliede hat, neben ein solches: z. B. mehrere der wirklich vortrefflichen Lieder Franz Gaudys, etwa das schöne „Tapisserie“: Eins zwei drei vier fünf sechs sieben Stiche grün u. s. w.; man liest das Gedicht, man bewundert es, man freut sich sein, es wird uns lieb; aber singen — nein singen können wir es doch nicht; und doch wird ein Gedicht nur durch den Gesang unser ganzes volles Eigentum, daß wir dasselbe gewissermaßen mit dem Dichter theilen; nur durch den Gesang genießen wir dasselbe ganz, mit Leib Seel und Geist, nur durch den Gesang haben wir volle, unvergängliche Freude daran, und nur durch den Gesang endlich wird die Dauer des Liedes, ja gewissermaßen seine Unsterblichkeit, gesichert. Gesungen muß ein Lied worden sein, von Vielen gesungen und lange gesungen, wenn wir es für ein rechtes Volkslied halten sollen.

Freilich, solche Lieder haben wir viele gehabt, welche von Vielen gesungen und lange gesungen worden sind, ohne daß wir sie darum für Volkslieder zu halten hätten; wo die oben kurz berührte Eigenschaft fehlte, da macht allerdings der Gesang allein das Lied noch nicht zum Volkslied. So ist bis tief in das vorige Jarhundert hinein ein aus der asiatischen Banise entlehntes Lied überall als Lieblingslied gesungen worden:

Sollen nun die grünen Jahre
Und der Unschuld Perlenkleid
Auf die schwarze Todtenbahre
In die dunkle Ewigkeit?
Soll mein Blut die Erde färben?
Soll Banise nicht mehr sein
Und so jämmerlich verderben?
Himmel das ist Seelenpein!

Schluß.

Str. 7. Nun die Zeit befiehlt zu scheiden
Und mein Stundenglas zerbricht;
Ich soll Tod und Meßer leiden,

Es verdunkelt Aug und Licht.
Dieses ist die letzte Stunde.
So vergeht der Jugend Pracht!
Wort und Sylb erstirbt im Munde.
Welt und Prinz zu guter Nacht!

Ich habe indes wol nicht nötig zu bemerken, daß die rein willkürliche, lediglich fingierte Grundlage dieses Liedes, von dessen poetischer Haltung ganz abgesehen, demselben den Charakter eines Volksliedes nicht zukommen läßt; eben so wenig sind die auch sehr allgemein gesungenen Lieder der kränkelnden Sentimentalität „Alles schläft, nur silbern schallet Mariannens Stimme noch" und „Es war einmal ein Gärtner ꝛc." aus Sigwart, oder das Lied des Fräuleins Christiane vom Hagen „Hier ruhst du Karl, hier werde ich ruhen," Volkslieder; eben so wenig die aus vielen Opern und Operetten von Weiße an bis auf den heutigen Tag entlehnten Lieder; auch nicht „Guter Mond", oder „Dir folgen meine Thränen", selbst nicht „Freut euch des Lebens"; indes muß das Sangbare dieser Lieder, ja ihre Eigenschaft, daß sie fast unwillkürlich zum Singen auffordern, doch an ihnen anerkannt werden, und in so fern bilden sie wenigstens eine Mittelstufe zwischen der Kunstdichtung und dem Volksliede.

Die vorher berührte Klassificierung der Volkslieder läßt sich für den Zweck, welchem diese Blätter dienen wollen, am einfachsten so darstellen, daß wir sie in drei Hauptabteilungen zerfällen:

I. **Historische Volkslieder.**
II. **Liebeslieder.**
III. **Lieder der Geselligkeit.**

Jede von diesen Hauptabteilungen befaßt dann wieder mehrere Unterabteilungen. So sind die historischen Volkslieder entweder 1. streng historische Volkslieder, das heißt, solche, welche eine wirkliche, einzelne Begebenheit darstellen; oder 2. historische Volkslieder im weiteren Sinne,

welche nicht einzelne Begebenheiten, sondern Zustände der Zeit, des Volkes, schildern; oder endlich 3. historische Volkslieder im weitesten Sinne, nämlich solche, in denen, wie in der ersten Abteilung, zwar Begebenheiten dargestellt werden, die aber doch nur im Allgemeinen auf einem bestimten Ereignisse fußen, ihren Stoff im Besondern vielmehr aus den allgemeinen Zuständen dichterisch schöpfen; diese Klasse enthält zum überwiegenden Theile die Schilderung trauriger Begebenheiten, meist zweier Liebenden, und greifen somit in die zweite Abteilung über: es sind großenteils Lieder der Todestrauer, Todeslieder.

Die Liebeslieder zerfallen in die von selbst sich ergebenden Abteilungen der Abschiedslieder, der Lieder, welche die Untreue oder die Treue oder das Liebesglück besingen. In die dritte Abteilung gehören dann die Scherzlieder, so wie die meisten Jägerlieder, Mailieder, Tanzlieder, Trinklieder und dergleichen. Daß zwischen der zweiten und dritten Abteilung eine strenge Scheidung nicht statt finde, begreift sich leicht.

Die Zal der historischen Volkslieder im strengeren Sinne ist sehr groß. Freilich darf bei weitem nicht alles, was in der sehr ungenügenden Samlung von O. L. B. Wolff, oder in den Samlungen von Rocholtz (Eidgenößische Liederchronik), Soltau (Einhundert historische Volkslieder. 1836), Körner (Historische Volkslieder. 1840), Hildebrand (Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. 1856) und von Liliencron (die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jarhundert 1865. 1866. Zwei Bände) enthalten ist, geradezu Volkslied genannt werden, am wenigsten in dem bestimten Sinne, welchen wir mit dem Begriffe Volkslied außerhalb der historischen Kreiße verbinden. Reimsprüche, oder ausgedehnte in Reimpaaren verfaßte Erzälungen dürfen überhaupt nicht Lied, am we=

nigsten Volkslied genannt werden. Unkundigen wurde es allerdings mitunter durch die Titel solcher Reimstücke nahe gelegt, sie für Lieder zu halten. Dieß gilt z. B. von der berüchtigten „Nachtigall" des Wilhelm Clebitz, einem Reimstück, welches zu Gunsten des Herzogs Johann Friedrich von Gotha und seines Schützlings Wilhelms von Grumbach im Jahr 1566 verfaßt ist (Wolff S. 138 f. Lessings Werke 9, 78 f.) und nichts weniger als etwas Nachtigallmäßiges an sich trägt. Aber auch abgesehen von diesen Producten, welchen die Bezeichnung Volkslied nur mittels argen Misbrauchs gegeben worden ist*), zeigen die eigens oder streng historischen Lieder eine große Verschiedenheit unter sich. Viele derselben sind chronikartige Herzälungen, und fallen deshalb aus dem Tone der singbaren Lyrik oft gänzlich heraus; manche unter diesen sind dazu übermäßig lang, wenn gleich die große Länge diesen Liedern nicht in dem Grade Eintrag that, wie es nach unserm jetzigen Geschmacke denselben Schaden zu thun scheint; es sind nachweislich Lieder von dreißig, ja vierzig Strophen gesungen, nicht etwa nur vorgesprochen und vorgelesen worden, gesungen zwar zunächst nur von einem einzelnen fahrenden Sänger und Spielmann (im 17. Jarhundert Marktsänger und Bänkelsänger genannt), aber nachgesungen von zalreichen „guten Gesellen" — wie es ja in den wenigen nach alter Art gesangreichen Gegenden unseres Vaterlandes, welche noch übrig sind, bis auf diesen Tag zu geschehen pflegt. Andere, und ihre Zal ist nicht ganz gering, sind nichts mehr, als trockene Beschreibungen oder Aufzälungen, wie z. B. ein, freilich gewis niemals gesungenes, Lied, welches die Begebenheiten auf dem Grimmenstein zu Gotha im Jahr 1567 zum Gegenstande hat (dieselben, auf welche sich die eben genannte „Nachtigall"

*) ein Misbrauch, von welchem sich v. Liliencron in der Vorrede zu seinem zweiten Bande in erfreulicher Weise losgesagt hat.

bezieht), und, abgesehen jedoch von einzelnen guten Zügen, in gröster Ruhe und Trockenheit beschreibt, wie Grumbach und Brück gevierteilt, Stein und Baumgartner enthauptet, Hans Zaier gehängt worden sei (Soltau S. 425 f. Körner S. 189 f.). Noch andere verfahren, die Kenntnis der Begebenheit freilich voraussetzend, so summarisch, daß man den wahren Gehalt des Ereignisses aus dem Liede gar nicht entnehmen kann, wie z. B. das in anderer Hinsicht anerkennenswerte Lied auf den Untergang des Königs Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz 1526 (Görres altdeutsche Volks- und Meisterlieder 1817. S. 252), und daran schließen sich manche Lieder, welche den modernen Gedichten ähnlichen Inhalts darin gleichen, daß sie nur über die Begebenheit sprechen, die ihnen zum Grunde liegt, die Begebenheit selbst aber nicht zum Worte kommen laßen.

Es muß sich demnach für diese Blätter auf eine verhältnismäßig nur sehr geringe Auswal nur derjenigen historischen Volkslieder beschränkt werden, welche mit dichterischer Lebhaftigkeit den Vorzug verbinden, allgemein und eine lange Zeit hindurch gesungen worden zu sein.

Beginnen wir mit einigen Reiterliedern, welche uns in das übermütige, oft wilde und nicht selten rohe Fehdeleben des süddeutschen Rittertums — nur zu oft Raubrittertums — mitten hinein versetzen, und die Anschauung dieser Zustände weit beßer vermitteln, als auch der sorgsamsten Geschichtsschreibung gelingen kann.

Eppelin von Gailingen.

1. Es was ein frisch freier Reitersmann :,:
 Der Epple von Geilingen ist er genant. :,:

2. Er reit zu Nürnberg auß und ein;
 ist der von Nürnberg abgesagter Feind.

3. Er reit zu Nürnberg fürs Schmids Haus:
 „hör, lieber Schmid, tritt zu mir herauß!

4. Hör, lieber Schmid, nu laß dir sagen:
Du sollt mir meim Roß vier Eisen aufschlagen.

5. Beschlags mir wohl und beschlag mirs eben!
ich will dir ein guten Lohn drum geben."

6. Da greif er in die Taschen sein,
gab ihm vil der roten gülden fein.

7. „Schmid, du solt nit vil davon sagen!
deine Herren müßen mirs wol bezalen."

8. Er reit wol für das Wechselhaus,
nahm ihn ihr silberins Vogelhaus.

9. Er reit wol auf den Geiersberg,
und machet ihn ihr Vogelhaus lär.

10. Sie schickten ihm ein Boten hinnach:
wo Epple wolt ligen die nacht?

11. „Hör, lieber Bot, so ich dich muß fragen:
was hörst du vom Epple von Geilingen sagen?

12. Das magst wol für ein Warheit jehen:
du habst ihn mit dein Augen gesehen."

13. Da reit er unter das Frauenthor,
da hieng ein Paar Reiterstiefel vor.

14. „Thorwächter, lieber Thorwächter mein!
wes mag dieß Paar Reiterstiefel sein?"

15. „Sie sind eins freien Reitersman,
Epple von Geilingen ist er genant."

16. Er nahm die Stiefel auf sein Gaul,
Und schlugs dem Thorwächter um das Maul.

17. „Sieh hin, Thorwächter, da hast du dein Lohn!
das zeig deinen Herren von Nürnberg an."

18. Der Thorwächter was ein bhender Man,
sagts seinen Herrn und der Gmeinde an.

19. Sie schickten siebenzig Reiter ongefär,
wo der Epple hin kommen wär?

20. „Söldner, eur Gefangner will ich nit sein!
euer sind siebzig, ich nur allein."

21. Sie trieben ihn auf ein hohen Stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

22. „Ihr Söldner, ihr seid nit Ehren wert!
eur keiner hat ein gut Reiterpferd."

23. Wie bald er sich auß dem Sattel schwang!
und zog ihm selbst das Paar Stiefel an.

24. Da reit er über ein Auen, was grün,
begegnet ihm ein Kaufman, der deucht sich kühn.

25. „Hör, lieber Kaufmann, und laß dir sagen:
wir wölln einander um die Taschen schlagen."

26. Der Kaufman was ein bhender Man,
er gurt dem Epple sein Taschen an.

27. Des Kaufman er gar wol vernam.
Ein Bäurin ihm auf der Straßen bekam.

28. Die Bäurin er fraget auf der Stätt:
was man vom Eppele sagen thät?

29. Die Bäurin im ein Antwort gab:
der Eppele wär ein naßer Knab.

30. „So sag mir, liebe Bäurin schon,
was hat dir der Eppele Leids gethon?"

31. Epple von Geiling sich bald bedacht,
wie bald er da ein Feuer aufmacht!

32. Er nahm das Schmalz und macht es warm,
stieß ihr die Hend drein biß an die Arm.

33. „Seh hin! da hast du den rechten Lohn,
und sag, der Eppele hab dirs geton."

34. Er schickt sein Knecht gen Farnbach hinab:
man solt im bereiten ein gutes Mahl.

35. Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot ihm der Wirt einen külen Wein.

36. Der Epple lugt zum Fenster hinauß,
da schub man ihm vil Wägen fürs Haus.

37. „Lieber Wirt, thu mir die Thüren auf
und laß mich sprengen über auß!"

38. Da sprangt er über acht Wägen auß,
am neunten gab er den Gibel auf.

39. „So ligt mein Mutter am Rhein, ist todt,
darum muß ich leiden große Not.“

40. Da zog er auß sein gutes Schwert,
erstach damit sein reisig Pferd.

41. „Eppele, hättst du das nit geton,
beim Leben wolten wir dich lon!“

42. Den Epple von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gefangnen Man.

43. Und führten ihn auf den Rabenstein,
man legt ihm den Kopf zwischen die Bein.

Die Begebenheiten, welche in diesem Liede berichtet werden, fallen noch in das 14. Jarhundert, das Lied aber, wie es vorliegt, gehört dem Anfang des 16. Jarhunderts an. Indes liegt demselben augenscheinlich ein weit älteres, warscheinlich den Ereignissen ziemlich gleichzeitiges Lied so zum Grunde, daß am letzteren wenig mehr als die Sprachform verändert sein wird. Auf jene Zeit weist auch die Gesangform hin: jede Zeile wird doppelt gesungen, und damit eine Art Strophenbau hergestellt. Das Lied hat einen raschen Fortschritt: was sich von selbst versteht und alle Zwischenglieder werden keck übersprungen, bei keiner Begebenheit wird verweilt, und von den Begebenheiten selbst werden uns nur die Spitzen gezeigt; so z. B. will die zweite Strophe sagen: trotz dem, daß Eppelin ein offener (abgesagter) Feind der Nürnberger war, ritt er doch, auf die Schnelligkeit seines Rosses vertrauend und seiner Reitergewandtheit sicher, in Nürnberg aus und ein, um die Nürnberger zu verhöhnen; so ließ er sich in der Stadt selbst sein Pferd beschlagen, und nahm ihnen sogar ihr silbernes Vogelhaus vom Wechselhause am Geiersberg weg, welches sie erst nach fast siebenzig Jahren wiederbekamen. Er höhnt den Boten, den Thorwächter,

die Söldner, und kommt lange Zeit unversehrt davon: nur seine Reiterstiefel mochten ihm einmal abgebeutet, und dann, ihm zum Spott, im Thore aufgehängt worden sein; er holte sich dieselben indes wieder. Von seinen Raubthaten und seinen Grausamkeiten wird nur je eine berichtet, hinreichend für das Lied, um das Ende des kühnen Räubers zu motivieren. Als er endlich überrascht und das Haus, in dem er sich befindet, mit Wagen verbarrikadiert wird, wagt er noch einmal einen kühnen Reitersprung, aber am neunten Wagen bleibt er hängen, und gibt nun seinen Reiterstolz auf, sein Leben verloren. Da bricht denn auch das bittere Gefühl der gänzlichen Hülflosigkeit und Vereinsamung in einem schmerzlichen Ruf nach seiner längst in der Ferne verstorbenen Mutter, wobei man die fernen Verwandten seines Geschlechtes mit denken muß, bei ihm durch, und er ersticht sein edles Ross, welches ihm nicht zur Befreiung geholfen hat. Die Verfolger aber rufen: „hättest du dein Pferd nicht erstochen, wer weiß, du entgiengest uns dennoch wieder! so aber, da du dein Pferd nicht mehr hast, bist du unser, und mußt das Leben laßen!“

Sprachliche Erläuterungen werden kaum nötig sein; daß „reit“ und „greif“ die damaligen und an sich richtigen Formen für unser heutiges „ritt“ und „griff“ sind, ist bekannt, eben so, daß Str. 16,2 „schlugs“ die Anschleifung des Wortes *sie* ist, welche wir nur noch für *es* übrig haben. Str. 27,2 ist „jemanden bekommen“ eine ältere Form für das moderne: jemanden entgegen kommen, begegnen, und Str. 29,2 ist „naßer Knabe“ identisch mit unserm: Säufer, Trunkenbold. Die Redensart Str. 38,2 den „Gibel aufgeben“ ist offenbar eine sprichwörtliche Formel und dem Sinne nach hinreichend verständlich; Gibel wird in andern sprichwörtlichen Redensarten für: festes Haus, dann für: Sicherheit, Glück gebraucht.

Die Eckelin genannt Gayling (deren ältere Linie, die der Gayling von Altheim, noch jetzt blühet) hatten ihr festes

Haus, Wald, bei Gunzenhausen; aus Eckelin ist im Laufe der Tradition Eppelin als Vorname (Appollonius) geworden. Sie waren berüchtigte Raubritter, so daß ihre eben genannte Burg des Raubes wegen schon vor 1375 gebrochen worden war. Unser Eppelin wurde im Jahr 1381, damals schon 70 Jahre alt, gefangen genommen und nicht in Nürnberg, sondern in Neumarkt, auch nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Rade hingerichtet. Das Lied zeigt eine sichtliche Neigung für den kecken Reiter, und die Sage von ihm, welche ihn zu einem Zauberer gemacht hat, der von einem Berge zum andern, und von der Burg zu Nürnberg bis in das Thal habe mit seinem Rosse springen können, ist noch jetzt in Nürnberg nicht erloschen. Vgl. Grimm Deutsche Sagen 1, Nr. 129 (S. 198—199). Das Lied von ihm, welches von diesen sagenhaften Ausschmückungen noch nichts weiß, ist oft gedruckt und noch am Ende des 16. Jarhunderts gesungen worden. Unter den neueren Sammlungen findet es sich bei Körner S. 195 f., bei Uhland 1, Nr. 135 S. 341 und bei v. Liliencron 1, 92—96.

Der Lindenschmid.

Es gibt zwei Lieder, welche das Ende des Lindenschmids besingen, weit verbreitet gewesen und bis tief in das 17. Jarhundert gesungen worden sind. Zur Vergleichung mögen sie beide hier folgen.

A.

1. Es ist nit lang daß es geschach
daß man den Lindenschmid reiten sach
auf einem hohen Rosse;
er reit den Reinstrom auf und ab,
hat sein gar wol genoßen, ja genoßen.

2. „Frisch her, ihr lieben Gsellen mein!
es muß sich nur gewaget sein,
wagen das tut gewinnen;

wir wöllen reiten Tag und Nacht,
biß wir ein Beut gewinnen."

3. Dem Marggrafen von Baden kamen nüwe Mär,
wie man ihm ins Gleit gefallen wär,
das tät ihn sehr verdrießen;
wie bald er Junker Casper schreib:
er solt ihm ein Reislein dienen.

4. Junker Casper zog dem Bäurlein ein Kappen an,
er schickt ihn allzeit vorne daran,
wol auf die freie Straßen,
ob er den edlen Lindenschmid fünd,
denselben solt er verraten.

5. Das Bäurlein schiffet über Rein,
er keret zu Frankental ins Wirtshaus ein:
„Wirt, haben wir nichts zu eßen?
es kommen drei Wägen, sind wol beladen,
von Frankfurt aus der Messen."

6. Der Wirt der sprach dem Bäurlein zu:
„ja, Wein und Brod hab ich genug,
im Stall da stehn drei Rosse,
die sind des edlen Lindenschmid,
er närt sich auf freier Straßen."

7. Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
die Sach wird noch werden gut,
den Feind hab ich vernommen;
wie bald er Junker Caspar schreib,
daß er solt eilends kommen.

8. Der Lindenschmid der hätt einn Son,
der solt den Rossen das Futter thun,
den Habern tät er schwingen:
„steht uf, herzliebster Vatter mein!
ich hör die Harnisch klingen!"

9. Der Lindenschmid lag hinderm Tisch und schlief,
sein Son der tät so manchen Rief,
der Schlaf hat ihn bezwungen.

„Steh auf, herzliebster Vatter mein!
dein Verräter ist schon kommen.“

10. Junker Casper zu der Stuben ein trat,
der Lindenschmid von Herzen sehr erschrak.
„Lindenschmid, gib dich gefangen!
zu Baden an dem Galgen hoch,
daran so solt du hangen.“

11. Der Lindenschmid der war ein freier Reitersman,
wie bald er zu der Klingen sprang:
„wir wölln erst ritterlich fechten!“
es waren der Bluthund also vil,
sie schlugen ihn zu der Erden.

12. „Kann und mag es dann nicht anders gesein,
so bitt ich um den liebsten Sone mein,
auch um meinen Reitersjungen;
und haben sie jemands leid gethan,
darzu hab ich sie gezwungen.“

13. Junker Casper der sprach nein darzu:
„das Kalb muß entgelten der Kuh,
es sol dir nicht gelingen;
zu Baden in der werten Stadt
muß ihm sein Haupt abspringen.“

14. Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
sie saßen nit länger denn eine Nacht;
wol zu derselbigen Stunde
da ward der Lindenschmid gericht,
sein Son und der Reitersjunge, ja Junge.

B.

1. Was wöllen wir singen und heben an?
das best das wir gelernet han,
ein neues Lied zu singen;
wir singen von einem Edelman,
der heißt Schmid von der Linden.

2. Der Lindenschmid hatt einen Son,
der schwang den Rossen das Futter vor

über ein kleine Weile;
er lag dem Marggrafen in dem Lan
und war ihm vil zu geschwinde.

3. „Frau Wirtin, ist der Wein hie gut?
ist hie noch Stallung und Futter gnug?
vil Wägen werden kommen;
sie faren von Augsburg ab und zu,
fränkisch Gut haben sie geladen.“

4. „Allhie ist der küle Wein gut,
hie ist auch stallung und Futter gnug,
drei Rösslein stehn darinnen;
sie kommen eim reichen Edelmann zu,
der heißt Schmid von der Linden.“

5. So bald als sie das Wort auß sprach,
Junker Casper in den Stadel trat,
den Lindenschmid wolt er fangen.
Er schlug und stach alles was er sach:
„Lindenschmid, gib dich gefangen!“

6. „Sol ich denn dein Gefangner sein,
das klag ich Gott im Himmelreich
und seiner werten Mutter;
wär ich drei Meilen jenseit dem Rein,
wolt ich dir wol entreiten.“

7. Auf jenseit den Rein komst du nit,
das ist dir desto lieber nit,
es ist dir misselungen;
du hast mir großen Schaden getan,
darum gib dich gefangen!

8. Wirtin, zäpft uns ein külen Wein,
und laßt uns frisch und frölich sein,
laßt uns eßen und trinken!
auf daß dem hübschen Lindenschmid gut
sein junges Herz nicht versinke.“

9. „Was soll ich frisch und frölich sein?
es trifft mir an das Leben mein;

ich mag weder trinken noch eßen.
Ich bitt nur um das Waßer allein,
daß ich mein Wunden mag wäschen."

10. „Ach Lindenschmid, sei wolgemeit!
das Waßer sol dir sein bereit
damit du dein Wunden solt wäschen:
biß Freitag kommt der Meister ins Land,
der führt das Waßer in der Scheiden."

11. „Ach kann und mags nicht anders gesein,
so bitt ich für den jüngsten Sone mein,
der Reiter ist noch junge;
hat er euch etwas Leids getan,
darzu ist er gedrungen."

12. Junker Casper der sprach nein darzu:
„das Kälblein muß folgen der Kuh,
da wirds nicht anders gesprochen;
und wenn der Jüngling sein Leben behielt,
seins Vatters Tod würd gerochen."

13. Auf einen Freitag das geschach,
daß man den Lindenschmid richten sach
so fern auf grüner Heiden.
Da sach man den edlen Lindenschmid
von guten Gesellen scheiden.

Die erste Recension hat es auf eine geordnete Erzälung der Umstände und Veranlaßungen angelegt, durch welche die Gefangennehmung des Lindenschmids bedingt wird; diese Erzälung wird von der zweiten Recension vorausgesetzt, und nachdem nur in der kürzesten Weise der Sohn des Lindenschmids, in dessen Begleitung der Vater dem Markgrafen von Baden Schaden zugefügt habe, erwähnt worden ist, tritt das zweite Lied unvermittelt in die Erzälung der Thatsachen ein, welche den eigentlichen Inhalt seiner epischen Darstellung bilden. Man kann sagen, das zweite Lied laße raten, wer Str. 3 gesprochen, laße raten, wie mit einem Male, alsbald

nach der Antwort der Wirtin, Junker Caspar in den Stadel komme, der Zusammenhang aber ergibt für einen Jeden, welcher mit dem Sänger zu denken und zu singen vermag, daß hier nur von einem Kundschafter und dessen gelungener Kundschafterei die Rede sein könne — wie diese Kundschafterei angelegt, vollzogen und gelungen sei, brauchen wir nicht zu wißen, d. h. nicht vorgesungen zu bekommen; es kann das eben so gut in nackter Prosa vor dem Singen des Gedichtes erzält werden. Das zweite Lied hat demnach unverkennbar eine strengere epische Anlage als das erste: es ist ihm um die letzten Reden des Besiegten und Gefangenen zu thun. Dagegen hat das erstere Lied die schönen Strophen 8 und 9, welche dem zweiten Liede, seiner Anlage gemäß, fehlen; bei ihm bilden die letzten Reden des Lindenschmid nur einen Theil, freilich die Spitze, des Ganzen, während sie im zweiten Liede die Hauptsache, den Mittelpunkt, bilden. Für uns dient das erste Lied vornemlich als Erklärungsstoff für das zweite Lied.

Die Strophenform ist in beiden Liedern dieselbe, eine der ältesten, welche wir, abgesehen von der sogenannten Nibelungenstrophe, für den deutschen Volksgesang kennen: die fünfzeilige Strophe, bestehend aus zwei kurzen Reimpaaren, so daß zwischen das zweite Paar eine reimlose Zeile (Waise) eingeschoben wird, und somit die beiden ersten Strophenzeilen die beiden Stollen, die drei letzten den Abgesang bilden. Es findet sich diese Strophenform zuerst in dem noch dem 12. Jarhundert angehörigen volksmäßigen Gedichte von Salomo und Morolf, seit dem 15. Jarhundert aber in einer sehr großen Anzal von Liedern, auch geistlichen Volksliedern, wie z. B. in dem Lied für die Wallfart nach St. Jago in Spanien, dem sogenannten Jacobslied; ferner ist eins der Hauptlieder, oder wol das Hauptlied, auf die Schlacht von Pavia in dieser Form verfaßt, und die Melodieen dieser Lieder, „wie man S. Jakob singt“, „im Ton der Pavierschlacht“, „wie man

den Lindenschmid singt", und anderer Lieder gleiches Baues, ziehen sich durch eine sehr große Anzal von Volksliedern bis weit in das 17. Jarhundert hin. — Sprachliche Erläuterungen bedürfen diese Lieder nicht; in Str. 3, 5 des ersten Liedes ist „einem eine Reise dienen" ein in jener Zeit häufig ja regelmäßig gebrauchter Ausdruck für die Erfüllung der Kriegspflicht eines landsäßigen Edelmanns.

Die Begebenheit, welche den Liedern zu Grunde liegt, mag sich zwischen 1490—1504 zugetragen haben; in diesem Zeitraum werden Lindenschmide (vielleicht Vater und Sohn) als Dienstmannen des Kurfürsten von der Pfalz urkundlich erwähnt. Das erste der beiden Lieder gibt sich im Eingange als kurz nach den Ereignissen gedichtet, aber wir kennen es bisjetzt nur aus Drucken des 17. Jarhunderts, wiewol es den Character des beginnenden 16. Jarhunderts in Sprache, Ausdrucksweise und Versbau sehr bestimt darstellt. Das zweite Lied ist bis daher nur aus dem Frankfurter Liederbuch von 1582 bekannt. In der neueren Zeit ist das erste Lied mehrfach abgedruckt worden; es findet sich in Eschenburgs Denkmälern 1799 S. 450 f., im Wunderhorn 1, 125, in Kretzschmars Volksliedern 1, Nr. 10 und sonst; beide Lieder bei Uhland 1, Nr. 139 S. 358 f., v. Liliencron 2, 289 f.

Ein Reiterlied, Albrecht von der Rosenburg.

1. Was wöllen wir singen und heben an?
Von einem fränkischen Edelman
ein neues Lied zu singen:
Albrecht von der Rosenburg ist er genant.
Gott helf daß ihm wol gelinge!

2. Albrecht von Rosenburg was ein freier Reitersman;
die von Nürnberg hatten ihm viel zu Leid gethan,
es bleibt nit ungerochen:
sie hatten ihm wider Gott, Ehr und alle Billigkeit
sein Haus und Schloß zerbrochen.

3. Albrecht von der Rosenburg was ein freier Reitersman;
er sprengt die von Nürnberg mit zwei und vierzig Pferden an,
darnach stund sein Verlangen;
er hat sie tapfer über die Köpf geschlagen,
den Baumgarten hat er gefangen.

4. Wolauf, ihr werten Reiter gut,
straft den von Nürnberg ihren großen Uebermut!
wolauf und laßt uns reiten
und reiten wol auf Weißenburg zu!
wir haben ein gute Beute.

5. Ach Marggraff, Marggraff, was hastu gethan?
Du hast den Gefangenen los gelan,
das bringt dir kleinen Frommen;
der weißen Pfenninge hastu nit vil,
der roten kanstu nit überkommen.

6. Albrecht von Rosenburg, der hat ein Ross, das kann zelten und traben,
darauf thät er manchen Nürnbergischen Pfeffersack jagen
wol auf dem Böhmer Walde;
er hat ein Ross, das ist so genge beritten,
als das Hirschlein vor dem grünen Walde.

7. Wer ist der uns diß Liedlein sang?
ein freier frischer Reiter ist er genant,
er hats gar wol gesungen;
er hat bei Albrecht von Rosenburg gedient,
ist ihm ganz wol gelungen.

Das kleine Lied, dem nicht sein poetischer Gehalt, sondern die Lebhaftigkeit seines Ausdruckes Bedeutung gewährt, ist, ohne Zweifel eben um dieses Umstandes willen, weit verbreitet und wenigstens vierzig Jahre lang gesungen gewesen; Fischart führt es im Gargantua gleichsam sprichwörtlich an. Der Versbau ist wieder der „Lindenschmids Ton“ oder „Pavier Ton“. Charakteristisch ist es, wie sich die Begebenheiten in der Auffaßung des Rosenbergischen Reiters abspiegeln: nicht anders, als wie sich die Schicksale und Thaten des Herzogs Ernst im älteren Volksgesange darstellten. Der

Gedanke des Reiters ist nur auf das Nächste, auf das was er sieht und zur Hand hat, gerichtet, auf die schönen schnellen Rosse, das lustige Reiten und das kecke Dreinschlagen, wann und wo und gegen wen es immer galt, — um den richtigen Stand der Sache, ja um das, was im öffentlichen Leben Recht ist, kümmert er sich nicht, und eben dieß, dieser eng begrenzte Horizont, ist es, welches dem Gedicht seine Lebendigkeit gibt. Die Burg der Rosenberge, Bocksberg, war allerdings gebrochen worden, aber nicht durch Nürnberg, sondern durch den schwäbischen Bund unter Georg Truchseß von Waldburg, und war gebrochen worden um mörderischer Anfälle und zalreicher Räubereien willen, welche von dieser Burg aus durch ältere Stammesverwandte Albrechts waren verübt worden, und an denen freilich Albrecht von Rosenberg unschuldig war. Um dieser seiner Unschuld willen forderte Albrecht von Rosenberg Entschädigung, und da er diese nicht erlangen konnte, suchte er sie dadurch von der Stadt Nürnberg, welche zu derselben gar nicht verpflichtet war, zu erzwingen, daß er im Juni 1543 als Wegelagerer den bekannten Nürnberger Patricier, Hieronymus Baumgartner, gefangen nahm und bis zum 4. August 1544 in Haft hielt. Das Lied scheint nach Str. 5, welche sich, und doch wieder theilweise irrtümlich, auf den Markgrafen von Ansbach bezieht, erst nach der Befreiung Baumgartners verfaßt zu sein. Luther, dessen naher Freund Baumgartner war, richtete auf die Kunde von seiner Gefangennehmung ein Trostschreiben an seine Gattin, und mit welchem Jubel seine Rückkehr von der ganzen Nürnberger Bürgerschaft sei begrüßt worden, berichtete Veit Dietrich an Melanchthon.

Nächst diesen Reiterliedern heben wir aus den historischen Volksliedern im engsten Sinne nur einige wenige aus der großen Zal derjenigen heraus, welche geschichtliche Ereignisse von allgemeinerer Bedeutung darstellen.

Der Tod des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen.

Ein hüpsch lied von Künig Lasla.

1. Nun will ich aber heben an
das allerbest und das ich kan,
ich wils gar frölich singen;
hilf richer Christ von Himelrich,
daß mir nit misselinge!

2. Von einem Künig lobesam,
Küng Lasla ist sin Nam,
ein Küng uß Oesterriche,
ja spricht man in der Christenheit,
man findet nit sin geliche.

3. Er was in sinen jungen tagen,
die Ungern hießen in ein tütschen Knaben;
das haben wir wol vernomen,
daß er zu Ofen ist ußgeritten,
zu Prag ist er umbkomen.

4. Er schickt uß nach wiblicher Er,
er wolt erwerben fründschaft mer,
gar ferr in Frankriche,
nach einer Jungfrau süberlich,
man fand nit ihres geliche.

5. Der Küng von Frankrich ein brief ußsand,
der kam Künig Lasla in sin Hand,
wie er ihn lesen solte,
und wie ihm der Künig von Frankrich
sin tochter geben wolte.

6. Er schreib: „Küng Lasla du vil lieber Sun,
du weist wol, was du solt thun,
die Ketzer solt du vertriben,
so wird dir Lob und Ehr gesagt,
wo du in dem Land solt bliben.

7. Küng Lasla des Briefs uf dem Tisch vergaß,
zuhand ihn ein falscher Ketzer las,
er erschrak der Mär gar sehre,

wie bald er zu dem Rockenzan lief,
er verkündt ihm dise Märe.

8. Und da der Rockenzan die Mär erhort,
er ruft den Ketzern uf ein Ort,
er begunt ihnn die Red zu melden;
da huben die falschen Ketzer an
Künig Lasla zu schelten.

9. Sie schulten ihn uß ihres Herzen Grund:
„wie dunkt euch umb den tütschen Hund?
solt er uns hie vertriben?
wir wöllen im nemen sin junges leben,
er mag uns nicht entwichen!

10. Und da der Rat nun was volbracht,
den sie über Künig Lasla hatten gmacht
wie sie ihn töten wolten,
sie hatten all zusamen geschworen,
wie sie einander helfen wolten.

11. Sie gewunnen die Rigel und auch die Thür,
unter einer Deck zugen sie ihn herfür,
Künig Lasla den vil werten;
der erst der nahm ihn bi dem Har,
und warf ihn uf die Erden.

12. Er fiel wol nider uf sine Knie,
„Gnad mir edle Herren alhie,
Gnad mir mines Leben,
und alles das ich je gewan,
das wil ich üch hie ufgeben!"

13. Er sach sie all barmherzig an:
„nun hab ich nienen ein getrüwen Man,
der mir sin Red hie thäte!
sind sie mir denn all trülos worden,
min aller besten Räte?

14. Gürsig, lieber Vater min,
nun laß mich bi dem Leben min,
ich will dirs nimmer gedenken!

Schweinitz sol din eigen sin,
Presla wil ich dir schenken!"

15. „Schwig, Künig Lasla, es mag nit gesin,
Schweinitz das ist vorhin min,
Presla wil ich gewinnen,
hilft mir das ganze Behem Land,
ein Künig bin ich darinnen."

16. „Nu schneidt mir ein graue Kutten an,
und ich wil in ein Kloster gan,
uß mines Vaters Riche;
es blib ein Künig wer da wöll,
immer und ewigliche!"

17. Sin guter Rat half ihm nit sehr;
sie haben vergeßen Trüw und Er,
die Herren uß Behem Lande,
daß sie Künig Lasla getötet haben,
des haben sie große Schande.

18. Uf die Erde haben sie ihn gestreckt,
mit einem Küssen haben sie ihn ersteckt,
sin Gemecht haben sie ihm zerbrochen;
wir wollens Gottes Sune klagen,
er laßts nit ungerochen.

19. Und da er nun gestorben war,
er glühet wie ein Rosenblatt
wol unter seinen Augen,
daß ihm das Blut über die Wang abrann,
daran hatten sie keinen Glauben.

20. Er lag biß an den dritten Tag,
daß er da nit begraben ward;
man ließ ihn niemands schauen,
und da man ihn zu dem Grabe trug,
da weinten Mann und auch Frauen.

21. Da sprach ein Ketzer unter ihnn:
„nu hebt ihn uf und tragt ihn hin,
den Künig auß tütschem Lande!

solt er uns hie vertriben han,
das wär uns ein große Schande!

22. Und da sprach sich der Gürsich:
„der behemisch Künig bin ich,
Künig Lasla ist gestorben
durch sines falschen Glauben willen,
darumb ist er verdorben!“

23. Da sprach zuhand der Rockenzan:
„eins nüwen Sitten nim ich mich an,
Oesterrich will ich zerstören;
den ihren Glauben weiß ich wol,
ihr Herzog wil ich werden!“

24. Der Gürsig der ist hochgeboren,
recht als ein Suw die ist beschoren,
er ist ihr wol geliche,
mit rauben und stelen, mit Verräterei
damit ist er worden riche.

25. Künig Lasla was ein junger Man,
er wolt den Gürsig bi ihm han,
er hat ihn ußerkoren;
ja sprich ichs uf die Trüwe min,
er ist ihm trülos worden.

26. Künig Lasla du vil edles Blut,
Gott Vater halt dich in siner Hut,
mit sinem lieben Kinde,
daß du also verscheiden bist
von dinem Hofgesinde!

[27. Und der uns dises Liedlin sang,
ein gelerter Man ist er genant,
er hats gar wol gesungen
von Künig Lasla lobesam,
dem ist nit wol gelungen!]

Dieses Lied gehört zu den im 16. Jarhundert am weitesten verbreiteten historischen Volksliedern, und es hat

diese weite Verbreitung und die allgemeine Gunst, in welcher es stand, einestheils zwar seiner unleugbar geschickten dramatischen Anlage zu verdanken, durch welche es vor anderen, dieselbe Begebenheit erzälenden Liedern hervorgehoben wurde, andern Theils aber auch dem Umstande, daß es, wie der Augenschein zeigt, ein Parteilied war, ein Lied der deutschen Katholiken gegen die böhmischen Hussiten. Der gegenseitige Haß bricht unverhüllt flammend und ätzend hervor in „deutscher Hund“ von der einen, „falscher Ketzer“ von der anderen Seite. König Ladislaus, der nachgeborene Sohn des deutschen Königs Albrecht II., starb am St. Clemenstage, 23. November 1457, noch nicht 18 Jahre alt, in Prag, nach kurzer Krankheit. Die deutsche und katholische Partei hielt ihn für ermordet durch böhmisch-hussitische Treulosigkeit, und schrieb diesen Mord, weil kurz nachher Georg Podiebrad zum Könige von Böhmen erwählt wurde, geradezu auf seine und seiner Gattin Rechnung (in unserm Liede erscheint er als Gürsich, d. i. Georg in czechischer Sprache), den Plan zu der Ermordung aber gab sie dem hussitischen Bischof Rokyczana Schuld. Daß dieß Parteivorstellung war, braucht kaum bemerkt zu werden; übrigens existiert ein Lied auf den Tod des Königs Ladislaus, welches von der Ermordung nichts weiß, und ein anderes, welches dieselbe, eben so speciell wie unser Lied (dem die Tradition nachher gefolgt ist) sie als eine Erstickung unter einem Bettkissen darstellt, als eine Vergiftung beschreibt. — Unser Lied, abermals in der fünfzeiligen Strophe, gehört noch dem 15. Jarhundert an, und ist bis tief in das 17. Jarhundert dem Volke bekannt geblieben, und wenn nicht von ihm gesungen, doch ihm vorgesungen worden, übrigens auch der geschichtskundigen Welt niemals aus den Augen gekommen. Es findet sich außer den ungemein zalreichen Drucken des 16. und 17. Jarhunderts z. B. in Senckenberg Selecta juris et historiarum 1739 V. 42—49; im Wunderhorn 2, 119 f.; bei

Körner S. 15—20; bei Liliencron 1, 501 f. Die andern Lieder, trotz mancher guten Züge doch im Ganzen weniger lebendig als das gegenwärtige, finden sich z. B. bei Pez scriptores rerum Austriacarum 1725, 2, 670 f., bei v. Hormayr Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1833 S. 156 f., bei Soltau S. 133, bei Mone Anzeiger 1839 S. 66—70, und bei v. Liliencron 1, 492 f. 497 f.

Hierauf möge ein Lied auf den Herzog Ulrich von Würtemberg folgen, sodann eins auf Franz von Sikkingen und zwei auf die Schlacht von Pavia.

Von Herzog Ulrich.

In des Schüttensam Ton.

1. Ihr Jungen und ihr Alten,
nun merket ein neu Gedicht!
wie wöllen wir uns nun halten
in dieser großen Geschicht,
die so schwärlich wider unsern Herren ist?
wir wöllen bei dir bleiben
im Namen Jesu Christ.

2. Ihr Edlen und ihr Vesten,
nun laßt uns frölich dran!
das ist noch das allerbeste,
ich hör von dem gemeinen Man
in Städten, Dörfern, wo ich gan:
Herzog Ulrich von Würtemberg,
wir wöllen dich nit verlan!

3. Wir wöllen bei dir beleiben
mit unser Hab und Gut,
nun laß dich nit vertreiben,
du unverwesnes Blut!
wir wölln dich bhalten bei Land und Leut,
oder wöllen dir helfen zalen
allesamt mit unser Heut.

4. Man hat dir jetz ein Wal aufgeben
der bösen Karten so vil,

nun lug bei Leib und bei Leben
und halt kein böses Spil!
du frommer Fürst so ehrenreich,
du hast kein Bauren in deinem Land,
der schändlich von dir weich.

5. Erschrick nit ab dem Hutten,
und hab des kein Verdrieß!
es trägt mancher ein Butten,
trüg lieber ein langen Spieß,
und hülf dir retten Leib, Ehr und Gut;
wir wöllen bei dir beleiben
biß wir waten in unsrem Blut.

6. Du soltest jetz vil gelts außgeben
und dennoch Unrecht han;
eh wölln wir wagen Leib und Leben,
und treulich bei dir bestan!
solten ander Leut dein Land regieren,
so würden sie sich gewärmen,
und müßten wir erfrieren.

7. Nun wehr dich als ein Ritter,
du edler Degen kün!
laß ander Leut nit wittern,
so magst du bleiben grün.
Behalt das Meßerheft in deiner Hand!
du bist der recht natürlich Herr
über das würtembergisch Land.

8. Du bist darzu geboren,
darum ist es eigen dein;
du hast es noch nie verloren,
reit frölich auß und ein,
du küner Degen zu Fuß und Roß!
wir wöllen dir helfen behalten
Land, Leut, Städt und auch Schloß.

9. Wann du hast ein werte Ritterschaft,
die treulich bei dir stat,
ja die jetz mit Heeres Kraft
mit Harnasch und mit Wat

geritten auß im Namen dein,
und wo du wilt auf Erden,
da wöllen sie bei dir sein.

10. Sie kennen wol den Uebermut,
den man mit dir nun treibt:
man heischt von dir ein großes Gut
für des jungen Hutten Leib,
wann es ist, als ich verstan:
ich will niemants urteilen,
ich will es Gott walten lan.

11. Darumb solt du noch nit verzagen,
solt füren eins Helden Mut;
ich will dir die Warheit sagen:
welcher dir etwas thut,
der muß ein Bauren nehmen beim Har;
ein frischer grüner Wase
muß sein unser aller Bar.

12. Wer jetz mit dir kratzen will,
ist not, daß er die Nägel spitz;
dein Bauren im Land die schweigen still
und stecken voller Hitz;
sie kratzten lieber heut denn morn:
Herzog Ulrich von Würtemberg,
blas in dein Jägerhorn!

13. Und laß es weit erschallen
im Würtemberger Land!
des Hutten Büchsen knallen,
das thut den Schwaben so and:
er hat sich in das Ries gelegt;
da man die jungen Gänslen zeucht;
er hat noch keins erschreckt.

14. Mein treu und weiser Fürst
ist willig dienstbereit,
wer ihm Beistand thun türste
in Widerwärtigkeit;
wolt Gott, ich möcht ihm geholfen han!

ich wölte iez nit sorgen,
was er mir gäb zu Lohn.

15. Die Treu hat er erfaren,
und hat gleich also gethan:
er will sich selbs nit sparen,
will reiten oder gan,
will allzeit vornen an den Strauß;
am Samstag vor Sanct Gallen Tag
zog er mächtig hinauß.

16. Er ist hinauß geritten
als Dieterich von Bern,
mannhaft ohn alles Zittern,
er ist seins Leibs ein Kern;
da gnadet er also züchtiglich
allen seinen Untertan,
sie wären arm oder reich.

Das Lied stammt, wie der Inhalt zeigt, aus dem Jahre 1516, als Herzog Ulrich wegen der schmählichen Ermordung des Johann von Hutten (Mai 1515) in die Acht erklärt und seines Landes beraubt werden sollte, und als Ulrich von Hutten seine in der Humanistenwelt mächtig wirkenden Strafschriften (die Klage über Johann von Hutten, seine erste und zweite Rede gegen Ulrich, und seinen Phalarismus) gegen diese Greuelthat ausgehen ließ. Ulrich von Hutten ist Str. 5 und Str. 13 gemeint: mit seinen Schriften erschreckt er, meint der Dichter, noch kein Gänslein im Rieß (Gegend von Gunzenhausen bis Oettingen, damals und noch jetzt durch ihre Gänsezucht berühmt). Der Dichter billigt des Herzogs That nicht (Str. 10), enthält sich aber des Urteils, welches er Gott anheimstellt, als treuer Untertan jedoch stellt er sich unbedingt zu seinem, wenn gleich mit schwerem Verdacht auch in seinem, des Dichters, Sinne, beladenen Fürsten, und es gehört dieses Lied zu den trefflichsten Zeugnissen einer großartigen Untertanentreue, welche überhaupt vorhanden sind. Daß die Einwohnerschaft

von Würtemberg so gesinnt war, wie der Dichter hier sagt, ist bekannt, und es hat sich diese Gesinnung während der fünfzehnjährigen Verbannung des Herzogs und Occupation seines Landes (1519—1534) auf das Glänzendste bewährt; daß auch Ulrichs von Hutten Schriften auf den Adel, selbst den fränkischen nicht wirkten, ist gleichfalls bekannt: die Aufseß, die Bibra und Andere standen gleich vom Anfange auf des Herzogs Seite (Str. 9). Gedruckt ist das Lied wol niemals worden; es mochte in jener Zeit vielleicht nicht einmal möglich sein, es zu veröffentlichen, und wird nur unter den einverstandenen Treuen handschriftlich umgegangen, auswendig gelernt und unter Vertrauten gesungen worden sein, wie dergleichen Lieder auch in späteren Zeiten und bis auf diesen Tag nur unter den ihren verjagten Fürsten treu gebliebenen Untertanen zu ihrem Troste und ihrer Erhebung handschriftlich verbreitet worden sind und noch verbreitet werden. Ein fleißiger Sammler solcher Documente am Ende des 16. Jarhunderts, Valentin Holl (ein Schwenkfelder) hat uns dieses Lied aufbewahrt. Der Verfasser desselben nennt sich, dem damals in solchen Liedern üblichen Gebrauche gemäß, in der letzten, hier weggelaßenen, Strophe: Hans Umpferlin, welcher zwölf lebendige Kinder habe und unter diesen sieben unerwachsene — er sei nicht reich, und nur dieß Lied könne er seinem hochgebornen Fürsten schenken.

Die siebenzeilige Strophe dieses Liedes, welche in der Ueberschrift als der „Ton des Schüttensam" bezeichnet wird, war gleich der fünfzeiligen, eine für das Volkslied des 15. und 16. Jarhunderts sehr gebräuchliche; den Namen führt sie von einem Liede, dessen Inhalt dem Liede auf Eppelin von Gailingen ähnlich ist: Schüttensam war ein Raubritter in der Gegend von Nürnberg, gleich Eppelin, und hatte mit diesem gleiches Schicksal. Uebrigens ist diese siebenzeilige Strophe, mit einer kaum merklichen Ausnahme, auch die Strophe des am weitesten verbreiteten Volksliedes jener Zeit,

des Liedes „Ich stund an einem Morgen", welches weiter unten zur Besprechung kommen wird. Die Sprache des Liedes ist im Ganzen sehr verständlich. Str. 3, 4 ist „unverwesenes Blut" das unvergängliche, nicht zu zerstörende Geschlecht; und V. 7 ist „Heut" die singularische Dativflexion von Haut. Str. 7, 3 bedeutet: „laß andere Leute nicht wie ein Wetter, Hagelschlag, über dich kommen". Str. 9, 1 ist „Wann" so viel wie unser heutiges „denn". Str. 9, 4 ist „Wat" das Gewand, damals zumal das Kriegsgewand. Str. 12, 7 bezieht sich auf das Wappen von Würtemberg: drei Jagdhörner. Str. 13, 4 „es thut and" eine im Volksmunde noch jetzt nicht unübliche Redensart: es thut wehe, schmerzt; hiervon das Wort ahnden, strafen. 14, 3 ist das, übrigens in unserm Abdruck ergänzte, weil von dem Reim geforderte Wort „türste" so viel als: es wagt, unternimmt. 16, 4: einen Helden einen Kern zu nennen, war im 15. Jarhundert sehr üblich, wie man aus dem Heldenbuch sehen kann, wo diese Bezeichnung häufig vorkommt; es zeigt sich durch den Gebrauch dieses Wortes und durch die Erwähnung Dietrichs von Bern unser Dichter mit der alten Heldendichtung vertraut, deren Gesinnung er in seinem Liede, auf die vorliegenden Verhältnisse angewendet, mit ausgezeichnetem Erfolge als eine in den deutschen Herzen niemals erlöschende in der neuen Zeit geltend macht.

Abgedruckt ist das Lied bei Uhland 1, Nr. 180, S. 482—489, 27 Strophen, von welchem 14—16 und 20 bis 27 hier, als weniger erhebliche Einzelheiten berührend, weggelaßen worden sind. — Die übrigen Lieder für Herzog Ulrich, deren es noch mehrere, mitunter recht gute, nebst einigen Sprüchen gibt, kommen diesem Liede nicht gleich.

Das Ende Franzens von Sickingen.

1. Drei Fürsten hond sich eins bedacht,
hond vil der Landsknecht zusamen bracht,

für Landstall sind sie zogen
mit Büchsen und mit Kriegeswat:
den Franzen sol man loben, ja loben.

2. Zu Landstall er sich finden ließ,
das bracht den Fürsten kein Verdrieß,
sie huben an zu schießen.
Der Pfalzgraf ihm hofieren hieß:
darab hätt Franz verdrießen, ja verdrießen.

3. An einem Freitag es geschach,
daß man den Löwen treffen sach
die Maur zu Landstall erste.
Der Franz mit Trauren dazu sprach:
„erbarm dich Gott der Herre", ja Herre.

4. Die Fürsten waren wolgemut,
sie schoßen in das Schloß so gut,
den Franzen thätens treffen:
vergoßen ward sein edles Blut,
ich wil sein nit vergeßen, vergeßen.

5. Und als der Franz geschoßen ward,
behend das Schloß er übergab,
den Fürsten thät er schreiben:
für seine Landsknecht er sie bat,
er mocht nicht länger bleiben, ja bleiben.

6. Die Fürsten kamen in das Schloß
mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
den Franzen thätens finden;
er redt mit ihnen ohn Verdruß,
die Warheit will ich singen, ja singen.

7. Als nun die Red ein Ende nam,
da starb von Stund der edle Man,
das muß doch Gott erbarmen!
kein beßer Krieger ins Land nie kam,
er hats gar vil erfaren, erfaren.

8. Er hat die Landsknecht all geliebt,
hat ihnen gemachet gut Geschirr,

darum ist er zu loben;
sein Samen ist noch bei uns hie,
es bleibt nit ungerochen, ungerochen.

9. Die Fürsten zogen weiter dann
gen Trackenfels, also genant,
das haben sie verbrennet.
Gott tröst den Franzen lobesam!
sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

10. Also wil ichs beleiben lan,
es möcht noch kosten manchen Man,
ich wil nit weiter singen,
gefällt vielleicht nit jederman,
wir müßen bald von hinnen, von hinnen.

11. Der uns das Liedlein neus gesang,
ein Landsknecht ist er ja genant,
er hat es wol gesungen:
die Sach ist ihm gar wol bekant,
von Landstall ist er kommen, ja kommen.

Die trockne fast starre Objectivität dieses Liedes birgt nicht allein eine große Theilnahme an Sickingen, sondern einen tiefen Schmerz um den gefallenen Helden und lieben Anführer, und es will freilich dieser Schmerz mit dem Sänger empfunden — es will das Lied mitgedichtet, mitgesungen sein, um dessen Wert zu begreifen. Aehnliches leisten sogar auch einige der kleinen prosaischen Schriften, welche alsbald nach Sickingens Fall (7. Mai 1523) erschienen. Außer diesem Liede — es ist abgedruckt bei Uhland 1, Nr. 182 S. 493 — gab es noch ein anderes, wie es scheint, mehr verbreitetes Lied auf Sickingen, des Anfangs: „Franz Sikkingen das edel Blut, der hat gar viel der Landsknecht gut", vielleicht einem älteren Liede auf Nicolaus von Abensberg nachgedichtet; es ist dasselbe jedoch bis dahin nicht wieder aufgefunden worden.

Die Schlacht von Pavia.

I.

1. Was wöll wir aber heben an,
ein neues Lied zu singen,
wol von dem König aus Frankenreich:
Mailand das wolt er zwingen,
das geschach da man zält tausend fünf hundert Jar,
im fünfundzwanzigsten ists geschehen;
er zog daher mit Heeres Kraft,
hat mancher Landsknecht gesehen.

2. Er zog für ein Stadt, die heißt Mailand,
die selbig thät er zwingen,
darnach für ein Stadt die heißt Pavia,
er meint, er wolts gewinnen;
darin lag mancher Landsknecht frisch.
Das hat der König verschworen:
er sprach, sie solten die Stadt aufgeben,
sie wär sonst schon verloren.

3. Wir hatten kürzlich einen Rat,
einer fragt den andern:
nun zeucht der König nimmer ab,
darnach steht sein Verlangen.
Nennt sich einer mit Namen Graf Eitelfritz:
die Stadt wölln wir nicht aufgeben,
wir bauen zwei Bolwerk die sind fest,
es kost recht Leib und Leben.

4. Sie sind mit mancher Hand gemacht,
zwei Bolwerk wol erbauen;
wir liegen die winterlange nacht
zu Pavia auf der Mauren,
da wollen wir warten des külen Wein:
thut der König die Mauren zerbrechen,
es kommt ein Fürst aus Oesterreich,
den Schaden wird er rächen.

5. Wir lagen die winterlange Nacht,
vor Kält kuntn wir nicht bleiben,
wir kunten nit erwarten des külen wein;

gar eilend thät wir schreiben,
und schriben dem Fürsten auß Oesterreich,
er sol nicht auß beleiben,
sol bringen manchen Landsknecht frisch,
den König zu vertreiben.

6. Der Fürst hätt kürzlich einen Rat
mit seinen Fürsten und Herren:
wie bald er nach Herrn Jörgen schrib,
er war ihm nicht zu ferre.
Marx Sittich von Ems desselben gleich,
er ruft sie an in Treuen,
sie sollen ihm treulich beistan,
den König zu vertreiben.

7. Sie wurden kürzlich unterricht;
zu Insbruck auf dem Tage
wurd manches Fänlin ufgericht;
im deutschen Land hört mans sagen,
darunder zog mancher Landsknecht frisch,
thät in seinem Harnasch herklingen.
Wir zogen all gen Mailand hin ein,
Gott wöll, daß uns gelinge.

8. Alsbald der König das vernam,
thet sich nicht lang besinnen,
wie bald er die Stadt zum Sturm beschoß,
er meint er wolts gewinnen.
darvor verlor er vil manchen Man,
das thät dem König Zorn;
er sprach, sie sollen die Stadt aufgeben,
sie wär doch sonst verlorn.

9. Der Sturme hat er fünf gethan,
und hat sie all verloren,
da zog Herr Jörg, Marx Sittich von Ems daher,
zwei Herren auserkoren,
legten sich vor Pavia in das Feld,
Pavia thät sich des freuen.
Der König lag mit Heereskraft davor,
man kehrt sich nit an sein Dräuen.

10. Die Landsknecht machten ihr Ordnung fest;
ein Rat der wurd beschloßen:
ein verlornen Haufen man machen sol,
ein Hauptmann ausgeschoßen;
Hauptmann Edel ist er genant.
Man ruft ihn an mit Treuen:
nimm den verlornen Haufen zu Hand,
laß dich dein Leben nit reuen.

11. An Sanct Matheis Tag, da der Tag herbrach,
da fiengen wir an zu ziehen;
ich weiß, wie den Schweizern die Sach gefiel,
sie begunten gar bald fliehen;
da zogen wir in Thiergarten hin ein,
darnach stund unser Verlangen;
sie hießen uns all willkommen sein
aus Kartaunen und mit Schlangen.

12. Valtin Kop war auch darbei,
mit manchen guten Schützen,
darzu mancher frommer Landsknecht,
nach Ehren thät ers nutzen.
Das Handgschütz hätt er gar bei ihm,
mit samt zweien Knechten:
„schießt drein, schießt drein, ihr frommen Landsknecht,
gar ritterlich wölln wir fechten.“

13. Herr Jörg schrei Valtin Koppen an,
sol ihm das Gschütz her bringen.
Velten Kop thät wie ein ehrlich Man,
und sich nit lang besinnen:
er führts daher mit ganzer Macht,
ganz wol thät er sich rüsten.
Wir schoßen all zu halbem Man,
ward den Franzosen verdrießen.

14. Herr Jörg ein edler Ritter fest
stund da mit seiner Hellebarten;
er sprach: es kummen uns fremde Gäst,
derselben wölln wir warten.

gegen ihn zog der Langemantel da her:
„Herr Jörg, versich dich eben,
du must hie mein Gefangner sein,
ob du wilt fristen dein Leben."

15. Herr Jörg sprach: „muß ich dein Gefangner sein,
oder kost es mich mein Leben,
so hab ich getrunken des külen Wein,
mein Leib will ich dir nicht aufgeben,
ich hab so manigen Landsknecht frisch,
stehn da in ihren halben Hosen;
stecht drein, stecht drein, ihr frommen Landsknecht,
das sind die rechten Franzosen!

16. Marx Sittich von Ems griffs zum ersten an,
mit seinen frommen Landsknechten,
wann er stund selber vornen dran,
gar ritterlich thät er fechten.
Die Schlacht die währt eine kleine Weil,
da ward sie schon verloren,
wurd manch Franzos zu tod geschlagen,
manch Kürasser auserkoren.

17. Ein Graf genant aus deutschem Land,
mit Namen der von Salmen,
er griff den König selber an,
der König wurd gefangen,
der Vicerey desselben gleich.
manch Speer wurd in der Mitt zerspalten,
da stachn wir all mit Freuden drein,
der lieb Gott sol sein walten.

18. Die Schlacht währt anderthalb Stund,
da war sie schon vergangen,
wurd mancher Schweizer zu tod geschlagen,
maniger wurd gefangen;
die Landsknecht blieben dahinten stan,
als vil wil mich bedunken;
die Summ man nicht erzälen kan,
die im Waßer sind ertrunken.

19. Schweizer, „du scheist mir ein Dreck auf dNas,
und funfzehn inn Knebelbarte“;
ich mein, wir haben dich bar bezalt
zu Pavi im Thiergarten;
du sprichst, ich berühm mich eigner Schand,
das ist warlich erlogen;
du hast dem Franzos verloren Leut und Land,
bist schändlich von ihm geflohen.

20. Du hast geschrieben in deutsche Land,
wie du die Schlacht habest gewunnen,
du habest uns von unserm Geschütz gejagt,
wären schändlich davon entrunnen;
das wöll Gott heut noch nimmer;
kein Landsknecht ist entflohn,
das dein hast du dahinten glan,
da wir zusammen zogen.

21. Also habt ihr vernommen wol,
wie es den Schweizern ist ergangen,
sie hatten geschworen einen Eid,
sie nähmen unser keinn gefangen;
sie ruften Maria Gotts Mutter an,
daß wir ihr thäten warten.
Ich mein, wir haben sie bar bezalt
zu Pavia im Thiergarten.

22. Der uns das Liedlein neues sang,
von neuem hat gesungen,
das hat gethan ein Landsknecht gut,
den Reigen hat er gesprungen,
wan er ist auf der Kirchweih gewest,
der Pfeffer ward versalzen,
man richt ihn mit langen Spießen an,
mit Hellebarden geschmalzen.
Allein Gott die Ehr.

Die Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525 war der höchste Triumph der deutschen Landsknechte, welche in derselben unter George von Freundsberg (im Liede: Herr

Jörg) ihre Ueberlegenheit über die, seit mehr als einem Jarhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend bethätigten. Das Lied atmet denn auch in jeder Strophe, fast, möchte man sagen, in jeder Zeile die Siegesfreude und den Siegesstolz dieser Truppen, welche sich bis dahin, troß der Tage von Marignano (September 1515), von den Schweizern hatten auf die derbste Weise müßen verhöhnen laßen (Str. 10), von denen sogar die Pralerei ausgegangen war: die Landsknechte würden vor ihrem bloßen Anblick schon fliehen (Str. 21). Diese hell aufleuchtende Siegesfreude gibt denn auch dem Liede eine rasche Bewegung und eine Frische, die man nicht verkennen darf, wenn man gleich den sonstigen dichterischen Wert des Liedes nur in sehr mäßigen Anschlag bringen kann; es nähert sich das Lied in der Aufzälung so vieler Einzelheiten beinahe schon den bereits im 16. Jarhundert zalreichen, im 17. Jarhundert noch häufiger werdenden Zeitungsliedern, welche die Begebenheiten in trokkenster Prosa trocken aufzälten; hier wird jedoch diese Aufzälung an den überwiegend meisten Stellen durch einen jedesmal beigefügten lebhaften Zug wieder gut gemacht. Uebersehen wird man auch nicht, daß der landsknechtische Sänger sich nicht in Gebiete verirrt, welche ihm fremd waren, z. B. nicht in die Politik, sondern daß er streng seinen Landsknechts-Gesichtskreiß inne hält — es ist in dem Liede kein falscher Ton, wie in den meisten Kriegsliedern des 17. Jarhunderts, die oft aus lauter falschen Tönen zusammengesetzt scheinen, und wie das sogar unter den neueren, sonst guten, Kriegsliedern, einige nicht vermieden haben.

In der, hier weggelaßenen Ueberschrift des Liedes nennt sich der Verfaßer desselben Hans von Wirzburg, durch welche Angabe wir nicht mehr erfaren, als was uns das Lied selbst schon gesagt hat: der Dialekt weist auf einen Verfaßer aus Franken hin. Zugleich aber sagt uns dieselbe Ueberschrift, daß das Lied „in einem neuen Ton“ gedichtet

sei, und dieß ist richtig: unter den Volksliedern, welche bisher vorhanden gewesen waren, findet sich diese Strophenform nicht; sie ist eine Variation des Hildebrandstones (damals Benzenauer oder auch Bruder Veit genannt), welcher gleichfalls achtzeilig ist, aber die ungeraden Zeilen klingend, die geraden stumpf reimen läßt, während hier das umgekehrte Verhältnis Statt findet. Gesungen worden ist dieses Lied, nicht blos ein Druckblatt geblieben, und zwar muß es ziemlich weite Verbreitung gefunden haben, denn es sind mehrere Lieder in derselben Strophenform mit Berufung auf den Ton des Pavierliedes gedichtet worden. Gleichwol muß es neben diesem Liede noch ein fünfzeiliges Lied auf die Schlacht von Pavia gegeben haben, welches nicht nur gleiche, sondern vermutlich noch weitere Verbreitung gehabt hat, als das gegenwärtige, denn auf einen solchen fünfzeiligen Paviertton weist eine ziemlich große Anzal von später gedichteten Liedern hin. Ja die ausdrückliche Angabe, daß dieses Lied in einem neuen Tone gedichtet sei, legt uns die Vermutung nahe, daß das fünfzeilige, in einem altbekannten Tone verfaßte Lied bereits vorhanden gewesen sein möge, als Hans von Wirzburg das gegenwärtige Lied dichtete. Man darf deshalb nicht mit Soltau, welcher unser Lied zuerst, und bis dahin allein, wieder veröffentlicht hat (1, Nr. 49 S. 287—293), sagen, es sei dieses Lied das echte Pavierlied, das fünfzeilige aber ein unechtes (Vorrede LXI). Das fünfzeilige Pavierlied ist indes bis jetzt nicht wieder zum Vorschein gekommen, und theilt dieses Schicksal mit einigen, im 16. Jarhundert gerade am meisten gesungenen Landsknechtsliedern, wie „Es geht ein frischer Sommer daher, da werdt ihr hören neue Mär", und „Gott grüß dich Bruder Veite, hörst du kein neu Geschreie"; auf ein drittes, zu Sickingens Lobe gesungenes, demselben Geschick verfallenes Lied wurde schon vorher hingewiesen.

II.

1. Herr Görg von Fronsperg
Herr Görg von Fronsperg
der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen, :,:
gewunnen hat er die Schlacht vor Pavia in eim Thiergart,
in neunthalb Stunden gewunnen Land und Leut.

2. Der König auß Frankreich
der König auß Frankreich
der hat die Schlacht vor Pavia verloren, :,:
verlorn hat er die Schlacht vor Pavia in eim Thiergart,
in neunthalb Stunden verlor er Land und Leut.

3. Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich! :,:
eurem Vater hab ich abgewunnen in neunthalb Stunden Land und Leut;
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
ich habs gewagt, frisch unverzagt,
eurem Vater hab ich abgewunnen in neunthalb Stunden Land und Leut.

4. Im Blut mußten wir gan,
im Blut mußten wir gan
biß über biß über die Schuch:
barmherziger Gott, erkenn die Not!
barmherziger Gott, erkenn die Not!
wir müßen sonst verderben also.

5. Lermen lermen lermen
lermen lermen lermen,
thät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen; :,:
her her her, ihr frommen deutschen Landsknecht gut!
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
biß daß die Hauptleut sprechen: ietzt wollen wirs greifen an!

6. Reiter zum Pferd,
sattel und zaum!
der Feind ist vorhanden. :,:
„Es geht wol gegen die Sommerzeit,
daß mancher Knecht zu Felde leit;
ich will euch tapfer lohnen

mit lauter Doppelkronen;
gute Postparten will ich euch geben,
weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
dazu mein junges Leben."

Das Lied ist nach dem Trommelschlag und zur Begleitung desselben verfertigt, muß auch zu diesem Zwecke sehr lange, vielleicht so lange es überhaupt Landsknechte gab, gebraucht worden sein, da es noch im 17. Jarhundert gedruckt worden ist. Die Siegesfreude bricht in diesem Trommelliede stürmisch hervor; einen auffallenden, schönen und fast ergreifenden Gegensatz gegen die betäubenden Siegeswirbel der Trommeln macht die plötzlich einfallende Reminiscenz an die furchtbare Blutarbeit in Str. 4. Die Erwähnung des „Königstöchterlein aus Frankreich" (Str. 3) hat keinen historischen Hintergrund, nur einen poetisch-literarischen: es ist damit eine der in jener Zeit vielfach umlaufenden Erzälungen von einer Königstochter in Frankreich gemeint: entweder das Gedicht des Bühelers, welches eine Umkleidung des alten Gedichtes von Mai und Beaflor ist, und dann wieder in die noch jetzt umlaufende Geschichte von der geduldigen Helena umgestaltet worden ist, oder auch die Erzälung von der Königstochter und Albertus Magnus, welche Görres alte Volks- und Meisterlieder S. 195 f. hat abdrucken laßen und die sehr bekannt gewesen sein muß. Die poetische Person muß sich als eine wirkliche Person anreden laßen, hat auch wol für eine solche gegolten. „Lermen" (Str. 5) ist die eigentliche Bezeichnung des Trommelschlags: „einen Lermen aufschlagen" hieß: die Trommel rühren (Lermen, jetzt Lärm, ist bekanntlich kein deutsches Wort, sondern das italienische all arme, französisch allarme; der Ruf zu den Waffen aber wurde durch die Trommel bewirkt). Das „her her her" (Str. 5) ist der regelmäßige Anruf an die Landsknechte, (Appell) wie „dran dran dran" der Sturmruf derselben war. Die letzten sieben Zeilen der 6. Strophe sind unvermittelte

Anrede des Führers der Landsknechte, hier des Kaisers Karl V.; statt Postparten ist warscheinlich „Passporten“ (Abschiedszeugnisse, Pässe) zu lesen. Vielleicht gehören diese Zeilen nicht ursprünglich zu dem Trommelliede. Abgedruckt ist dasselbe bei Uhland 1, Nr. 187. S. 514 nach einem fliegenden Blatte des 17. Jarhunderts, wo sich zu demselben noch eine fremdartige Einleitung von zwei Strophen findet, welche, als völlig unpassend, hier weggeblieben ist.

Neben diesen historischen Volksliedern im engern Sinne, welche im 15. und 16. Jarhundert entstanden, ließen sich nun noch mehrere der theils beßeren, theils wenigstens merkwürdigeren Lieder dieser Periode aufführen. Dahin gehört der weit über hundert Jahre lang durch ganz Deutschland verbreitete „Benzenauer“, ein Lied auf die im Landshuter Krieg (Baierischen Successionskrieg 1503—1504) geschehene Eroberung der Feste Kufstein und die Hinrichtung ihres Befehlshabers Hans Pienzenauer (1504), welches im achtzeiligen Hildebrandstone gedichtet ist, und diese altepische Liedesstrophe auch für das historische Volkslied, dann für das Volkslied überhaupt festhielt und fortpflanzte, so daß dieselbe noch jetzt zu unsern beliebtesten Strophenformen des Gesellschaftsliedes, so wie des weltlichen und geistlichen Volksliedes gehört („Auf auf zum frölichen Jagen“, „Dir folgen meine Thränen“, „Befiehl du deine Wege“ u. dgl.). Dahin gehören ferner die Lieder auf die Belagerung von Frankfurt und von Magdeburg aus den Jahren 1550—1560, die Lieder für und wider Landgraf Philipp von Hessen, auf Nikolaus Zriny, auf Wilhelm von Naßau und einige andere. Indes muß von der Aufführung dieser Lieder abgestanden werden, um den Raum zu schonen. Noch bleibt aber ein Volkslied dieser Klasse zu erwähnen, welches vielleicht das am längsten gesungene unter allen ist: das Lied auf das schreckliche Ende der armen Agnes Bernauerin (1435).

Dasselbe ist ohne Zweifel in jener Zeit entstanden, und bis in das vorige Jarhundert hinein gesungen, aber successiv mit modernen Zuthaten versehen und dadurch theilweise entstellt worden. So belehrend es nun auch wäre, an diesem Liede durch Zergliederung desselben die allmälich fortschreitende Umbildung und Verbildung des älteren Volksliedes nachzuweisen, so würde doch diese Handhabung der Kritik einen unverhältnismäßigen Raum in Anspruch nehmen, und muß deshalb die Mitteilung desselben gleichfalls unterbleiben. Es findet sich dasselbe bei Soltau 1, 108—111.

Im dreißigjährigen Kriege sind zwar Reimereien in Menge entstanden, welche sich auf die Zeitereignisse bezogen, aber dichterisch angehauchte Lieder, Volkslieder im Sinne der bisher aufgeführten und erwähnten, fast gar keine. Die meisten verlaufen sich von der Begebenheit, welche sie darstellen wollen, in allgemeinen Betrachtungen, in Partei-Expositionen, und entbehren mithin den großen, auch poetisch in den höchsten Anschlag zu bringenden Vorzug des älteren Volksliedes: der strengen Geschloßenheit und Objektivität; viele sind Spottlieder, deren Satire indes bald bis in das Widerliche gesucht, bald platt und trivial ist, und für völlig verunglückt gelten muß; andere sind nichts anderes, wollen auch nichts anderes sein, als gereimte Zeitungen. Alle aber sind in der unangenehmsten Weise bald mit halbgelahrten Anspielungen und Formeln, bald mit der damals aufkommenden Fremdwörterei und römischen Mythologie angefüllt, so daß man sich durch diese Reimstücke durchgängig gelangweilt, jedenfalls nicht angezogen, sondern, oft heftig, abgestoßen fühlt. Welche Gedehntheit herscht z. B. in dem Gustaf-Adolfs-Liede von 81 Strophen, welches Herr Wendelin von Maltzan (1846) herausgegeben hat, und wenn man das Verzeichnis der Titel dieser Lieder, welches Weller (Die Lieder des dreißigjährigen Krieges. Basel 1855) auf 36 Seiten gibt, durchliest, so erschrickt man schon hinreichend

von diesen bloßen Titeln; geht man aber zu Dem über, was diese Titel ankündigen, so verwandelt sich das Erschrecken in ein Entsetzen vor der unsäglichen Geschmacklosigkeit dieser Reimereien. Zwei der erträglichsten Gedichte, welche Zustände jener Zeit zum Gegenstande haben, sollen in der folgenden Abteilung mitgeteilt werden.

Auch die späteren Kriege und welterschütternden Begebenheiten haben, mit kaum nennenswerten Ausnahmen, historische Volkslieder nicht zu erzeugen vermocht. Gleims Kriegslieder, die gar gern sich für Volkslieder ausgegeben hätten, wird niemand für Volkslieder, ja nicht einmal für singbare Lieder, kaum für Poesie überhaupt halten. Selbst die Freiheitskriege haben historische Volkslieder nicht hervorgebracht, denn die frischen und kräftigen Lieder dieser erhebenden Zeit, welche an dichterischem Gehalt sich neben das alte Volkslied stellen, ja dasselbe noch übertreffen, sind nicht historische Volkslieder im engern Sinne, sondern stellen vielmehr Zustände und Gesinnungen dar, und gehören somit zu der zunächst folgenden Abteilung. Manche Lieder mögen jedoch auch, verachtet von der Perrücken- und Bücherwelt, unbemerkt verklungen sein, eines beßeren Schicksals wert; so wurde z. B. noch im Jahre 1822 ein, im Wesentlichen historisches, Lied auf den Auszug der hessischen Truppen nach Amerika, im Ganzen guten Textes und von sehr ansprechender Melodie, in Kurhessen vom Volke, innerhalb dessen es entstanden war, gesungen*); schon aber im Jahre 1844 ließ sich dasselbe nicht wieder auffinden: der Mund der Sängerinnen von 1822 war für immer verstummt, und außerhalb dieses Mundes hatte es warscheinlich niemals existiert. Eine jener vorher berührten Ausnahmen ist das Lied auf den Prinzen Eugen

*) unvergleichbar beßer als das braunschweigische Lied auf denselben Ausmarsch nach Amerika, welches Pröhle Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele (1855) S. 185—187 mitteilt.

Ulinger.

1. Gut Ritter der reit durch das Ried,
er sang ein schönes Tagelied;
er sang von heller Stimme,
daß in der Burg erklinget.

2. Die Jungfrau an dem Laden lag,
sie hört gut Ritter singen.
„Ja wer ist der da singet?
mit dem will ich von hinnen.“

3. „O Jungfrau, wölt ihr mit mir gan,
ich will euch lernen, was ich kan,
ich will euch lernen singen,
daß gegen der Burg thut klingen.“

4. Die Jungfrau in ihr Schlafkammer trat,
ihr gelbes Haar sie in Seiden band,
sie kleidt sich in Silber und rotes Gold,
gleich wie eine die von hinnen wolt.

5. Er schwang sein grünen Schild neben ihr,
sein schöne Jungfrau hinter ihn,
er eilet also balde
zu einem grünen Walde.

6. Und da sie in den Wald einkam,
und da sie leider niemand fand
denn nur ein weiße Tauben
auf einer Haselstauben:

7. Ja hör und hör, du Fridburg,
ja hör und hör, du Jungfrau gut,
der Ulinger hat eilf Jungfrauen gehangen,
die zwölft hat er gefangen.

8. „Ja hör, so hör, du Ulinger,
ja hör, so hör, du trauter Herr!
was sagt die weiße Taube
auf jener Haselstauben?“

9. „Ja jene Taube leugt mich an,
sie sicht mich für ein andern an,

sie leugt in ihren roten Schnabel;
ach schöne Jungfrau, reitt für euch baß!"

10. Er spreitt sein Mantel in das Gras,
er bat sie, daß sie zu ihm saß,
er sprach: sie solt ihm lausen,
sein gelbes Haar zerzausen.

11. Er sah ihr unter die Augen da:
„was weinet ihr, schöne Jungfrau?
weint ihr um euren traurigen Man?
ich hab euch nie kein Leids getan."

12. „Ich wein nit umb mein traurigen Man,
ihr habt mir nie kein Leids getan,
ich sich dort einher reiten
ein große Schar von Leuten.

13. Ja wilt du zu ihn reiten,
oder wilt du mit ihn streiten?
oder wilt du von der Liebe stan?
dein Schwert zu beiden Händen han?"

14. „Ich will nicht zu ihn reiten,
ich will nicht mit ihn streiten,
ich will wol bei der Liebe stan,
mein Schwert zu beiden Händen han."

15. Sie reit ein wenig baß hindan,
und da sie leider niemand fand,
dann nur ein hohe Tannen,
daran eilf Jungfrauen hangen.

16. Sie wand ihr Händ, rauft aus ihr Haar,
sie klagt Gott ihr Leid offenbar:
„ich bin so ferr in tiefem Thal,
daß mich kein Mensch nicht hören mag.

17. So bitt ich dich, mein Ulinger,
so bitt ich dich, mein trauter Herr,
du wöllest mich laßen hangen
in Kleidern, da ich in gangen."

18. „Das bitt mich nicht, du Fridburg,
das bitt mich nicht, du Jungfrau gut!
dein schwarzer Rock und Scharlachmantel
steht meiner jungen Schwester wol an.“

19. „So bitt ich dich, du Ulinger,
so bitt ich dich, du trauter Herr,
du wöllest mir erlauben
ein Schrei, zwen oder drei!“

20. „Das solle dir erlaubet sein,
du bist so ferr im tiefen Thal,
du bist so ferr im tiefen Thal,
daß dich kein Mensch nicht hören mag.“

21. Den ersten Schrei und den sie thät:
„hilf Jesu, Marien Sone!
und komst du nicht so balde,
so bleib ich in diesem Walde.“

22. Den andern Schrei und den sie thät:
„hilf Maria, du reine Maid!
und komst du nicht so behende,
mein Leben hat schier ein Ende.“

23. Den dritten Schrei und den sie thät:
„hilf allerliebster Bruder mein!
und komst du nicht so drate,
mein Leben wird mir zu spate!“

24. Ihr Bruder über den Hof einreit,
und einer zu dem andern seit:
„mich dunkt in all meim Sinne,
ich hör meiner Schwester Stimme.“

25. Er ließ seinen Falken fliegen,
er ließ seine Winde stieben,
er eilet also balde
zu einem finstern Walde.

26. „Was thust du hie, mein Ulinger,
was thust du hie, mein trauter Herr?“

„So stehn ich hie und ein Wid wind,
daran ich meinen Folen bind."

27. „Und stehst du hier und windst ein Wid,
da du dein Folen an binden wilt,
so red ichs auf die Treue mein:
du solt mir selber der Folen sein!

28. „So bitt ich dich, mein Fridburger,
so bitt ich dich, mein trauter Herr,
du wöllest mich laßen hangen
in Kleidern, da ich ietz stande!

29. „Das bitt mich nicht, du Ulinger,
das bitt mich nicht, du falscher Herr!
dein schwarzer Rock und Scharlachmantel
steht meinem Küchenbuben wol an!

30. Er schwang sein grünen Schild neben ihn,
sein schöne Schwester hinter ihn,
er eilet also feste,
da er seins Vaters Königreich weste.

Dieses Lied ist die einfache und deutsche Gestalt des künstlichen und verkünstelten, an sich jedenfalls durchaus unpoetischen Märchens „vom Blaubart", (in möglichst poetischer Gestaltung in Tiecks Phantasus dargestellt) welches — man kann wol sagen: leider — aller Welt bekannt ist, während die deutsche und einzig dichterische Form desselben, wenigstens der „gebildeten" Welt, völlig unbekannt geworden ist. Das deutsche Lied vom Ulinger oder Adelger aber, ohne Zweifel weit älter als das 16. Jarhundert, geht seitdem im Volksmunde durch alle deutschen Lande. Die hier mitgeteilte Gestalt des Liedes ist die einfachste und gemeßenste, in zalreichen Drucken des 16. Jarhunderts vorhanden, bei Uhland 1, Nr. 74, S. 141—146. Eine zweite Recension (Uhland S. 147—151) gleichen Alters hat zwar einige altertümliche Züge, aber auch einige derbere, welche der nachgerade verwilderten Spielmannspoesie angehören; außerdem gibt es

eine niederdeutsche Abfaßung (Uhland S. 151—153), in welcher die Jungfrau, welcher von dem Räuber eine dreifache Todesart zur Wahl gestellt wird, das Schwert wählt, aber mit demselben, welches sie sich durch List zu verschaffen weiß, dem Räuber das Haupt abschlägt. Eine vierte, niederländische (holländische) Recension (Uhland S. 153—157) ist der niederdeutschen dem Stoffe nach ganz ähnlich, schließt aber mit dem Zuge von Rohheit, vielmehr Wildheit, daß die Jungfrau das abgeschlagene Haupt im Schoße nach Hause trägt: „da ward gehalten ein Banket, das Haupt ward auf die Tafel gesett." Eine ungeschickte Entstellung anderer Art findet sich in Nicolais kleinem feinem Almanach 2, 100 f., und daraus im Wunderhorn 1, 37 f. mit der Ueberschrift: „Liebe ohne Stand", welche freilich dem Inhalt entspricht; die Wendung, welche in dieser Recension der Erzälung gegeben wird, zerrüttet den ursprünglichen Charakter derselben von Grund aus, und steht zu deren beibehaltenem Umfange in einem schreienden Misverhältnis: die geraubte Jungfrau rühmt sich, sie hätte können eine Kaiserin werden, und deshalb schlägt ihr der Räuber augenblicklich das Haupt ab. In zwei Gestalten wird das Lied im Kuhländchen (Mähren) gesungen; sie finden sich bei Meinert Alte teutsche Lieder in der Mundart des Kuhländchens 1817. S. 61—68, und eine ganz ähnliche Form findet sich in Schlesien; am Rhein sind wenigstens drei Recensionen noch jetzt vorhanden, von denen eine auch in dem östlichen Rheingebiet noch jetzt bekannt ist; zwei derselben finden sich, indes augenscheinlich aufgeputzt, in der Fortsetzung von Kretzschmers deutschen Volksliedern 1840 2, Nr. 15 und Nr. 28. In einer überarbeiteten Gestalt, welche von Herder herrührte (Herders Volkslieder 1, 79): Ulrich und Aennchen, war das Lied indes bis in den Anfang dieses Jarhunderts auch in der gebildeten Welt bekannt uud in manchen Kreißen lange Zeit beliebt. Diese Ueberarbeitung folgt unten. Zwölf Recensionen, unter denen

die niederländische fehlt, hat Mittler Deutsche Volkslieder 1855 S. 64—81 aufgenommen. Einige derselben laßen die geraubte Jungfrau von dem Räuber ermordet und ihren Tod an dem Mörder gerächt werden, was nicht minder eine Verkehrung der ursprünglichen Sage ist, wie das Hauptabhauen durch die Jungfrau.

Daß das Lied noch mit dem Mythus zusammenhängt, sehen wir aus der warnenden Taube, welche offenbar eine Minni (Waldminne, weissagendes weibliches Wesen; Grimm Myth. S. 399. 404—405) ist, die von einer zu Weissagungen dienenden Haselstaude herab spricht; doch können wir unser Lied in diese Regionen nicht verfolgen. Daß die Mädchen durch Singen gewonnen werden, ist ein aus der alten epischen Dichtung, wie namentlich aus der Gudrun, bekannter Zug; gleich alt ist der grüne Schild Str. 5 und 30, so wie die Verrichtung der Jungfrau Str. 10, an welcher man keinen Anstoß nehmen darf; es wird durch dieselbe in einfacher und warhafter Weise motiviert, daß der Räuber der Jungfrau unter die Augen sehen und bemerken konnte, daß sie geweint hatte. Die Frage in Str. 11 hat, wie leicht zu sehen, den Sinn: ob das Mädchen etwa um einen verlaßenen Geliebten traure, und die Rückfrage will sagen: bist du, Ritter, mir auch so wolgesinnt und treu, daß du zu mir stehen, das Schwert mit beiden Händen zu meinem Schutze führen wirst? In dieser Frage liegt das anfangs geheime, jetzt stärker hervorbrechende Grauen der Jungfrau vor dem unheimlichen Begleiter, welches sich durch den Anblick der erhängten Jungfrauen zum Todesentsetzen steigert. Hervorzuheben aber ist vor allem, daß unser Lied die an dem Ulinger vollzogene Todesrache nicht erzält, sondern dem Hörer zu denken, — die Erzälung zu ergänzen, mitzudichten — überläßt, während die übrigen Recensionen in der Tödtung des Jungfrauenmörders ihre Spitze suchen.

Die uns auffällige Construction mit und Str. 6 und 15 ist daraus zu erklären, daß diese Partikel an sich nicht etwa einen Nachsatz bildet, sondern die Fortführung des Vordersatzes darstellt: als sie in den Wald kam, als sie etwas weiter ritt, und niemanden fand, da hörte sie die Taube sprechen, da wand sie die Hände. Diese Nachsätze werden, als den Fortschritt der Erzälung störend, unterdrückt, und so kommt es, daß man gemeint hat, in der Spielmannspoesie stehe und oft für jedoch, und bilde Nachsätze — eine Regel, die für den praktischen Gebrauch ja auch ausreicht. Fast eben so auffällig ist uns der Gebrauch, welchen die Spielmannspoesie von und vor der die das macht, wie Str. 21. 22. 23. Es rührt derselbe daher, daß das Pronomen der die das an sich nicht ein Relativum sondern ein Demonstrativum ist und durch die Conjunction und erst zu einem Relativum, in der Bedeutung unseres welcher, gemacht wird. Str. 23 ist drate ein altes, im Volksmund hin und wieder, z. B. in Hessen, noch jetzt übliches Wort, welches schnell bedeutet. Str. 25 sind Winde die Windhunde, welche stieben, spüren. Str. 26 ist Wide ein aus einem Zweige gewundener Strang; Fole ist nach alter Art noch Masculinum, während wir das Wort fehlerhaft, gleich seinem Deminutiv Füllen, als Neutrum behandeln. Str. 30 ist weste alte untadelhafte Form für wußte.

Ulrich und Ännchen.

1. Es ritt einst Ulrich spazieren aus,
er ritt wol vor lieb Ännchens Haus:
„lieb Ännchen, willst mit in grünen Wald?
ich will dir lehren den Vogelsang."

2. Sie giengen wol mit einander fort,
sie kamen an eine Hasel dort,
sie kamen ein Fleckchen weiter hin,
sie kamen auf eine Wiese grün.

3. Er führte sie ins grüne Gras,
er bat, lieb Ännchen niedersaß;
er legt den Kopf in ihren Schoß,
mit heißen Thränen sie ihn begoß.

4. „Ach Ännchen, liebstes Ännchen mein,
warum weinst du denn so sehr um ein?
weinst irgend um deines Vaters Gut?
oder weinest um dein junges Blut?

5. Oder bin ich dir nicht schön genug?"
„Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
ich wein auch nicht um mein junges Blut,
und Ulrich, bist mir auch schön genug.

6. Da droben auf jener Tannen
elf Jungfrauen seh ich hangen."
„Ach Ännchen, liebstes Ännchen mein,
wie bald sollst du die zwölfte sein."

7. „Soll ich denn nun die zwölfte sein,
ich bitt, wollst mir drei Schrei verleihn."
Den ersten Schrei und den sie that,
sie rufte ihren Vater an.

8. Den andern Schrei und den sie that,
sie ruft ihren lieben Herr Gott an;
den dritten Schrei und den sie that,
sie ruft ihren jüngsten Bruder an.

9. Ihr Bruder saß beim roten kühlen Wein,
der Schall der fuhr zum Fenster hinein:
„Höret ihr Brüder alle,
meine Schwester schreit aus dem Walde.

10. „Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
wo hast du die jüngste Schwester mein?"
„Dort oben auf jener Linde,
schwarzbraune Seide thut sie spinnen."

11. „Warum sind deine Schuh so blutrot?
warum sind deine Augen so todt?"

„Warum sollten sie nicht blutrot sein?
ich schoß ein Turteltäubelein.“

12. „Das Turteltäubelein, das du erschoßt,
das trug meine Mutter unter ihrer Brust,
das trug meine Mutter in ihrem Schoß,
und zog es mit ihrem Blute groß.“

13. Lieb Ännchen kam ins tiefe Grab,
Schwager Ulrich auf das hohe Rad.
Um Ännchen singen die Engelein,
um Ulrich schreien die Raben allein.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß diese wenn auch nicht ungeschickte Bearbeitung doch eine Reihe der am meisten charakteristischen Züge des ursprünglichen Liedes verwischt, ja zerstört hat. Wer versteht in diesem Herderschen Liede, daß Ulrich „den Vogelsang lehren“ will? Wer, wozu die Hasel erwähnt wird? wird nicht alle Poesie dadurch zerstört, daß Ulrich geradezu dem Mädchen ankündigt, er wolle es aufhängen? Und wer denkt sich wol bei Str. 11, 2 etwas Bestimtes? Und so noch manches Andere.

Lieder der Reiterbuben.

1.

1. Ich bin ein armer Reiterknab,
ich hab verzert alls das ich hab,
und all mein Hab steht hinter dem Wirt;
da dacht ich mir nach einem guten Rat,
wie ich mein Hab brächt von dem Wirt,
daß er meiner Armut nit innen wird.

2. Ach Wirt, ich will dich bitten schon,
daß du mich wöllest reiten lan,
und reiten vor dem Böhmerwald,
und reiten auf freier Straßen;
so will ich dich bezalen schon.
daran solt du kein Zweifel han.“

3. „Reit hin, reit hin, mein Reiterlein,
es kann und mag nit anders sein:
bezal du mir den külen Wein,
darzu die gebratnen Hennlin gut!
wann du mich dann bezalet hast,
so hab Urlaub, mein werter Gast!“

4. „Ach Wirt, ich will dich immer noch bitten,
hab dir in deinem Haus den Ritten!
du botst mir vil der süßen Wort,
biß ich mein Geld bei dir verzert;
begegnest du mir auf der breiten Heide,
ich will dich bezalen auß der Scheide.“

5. „Reit hin, reit hin, mein werter Gast!
du drohest mir sehr, ich achts nit fast;
bezal du mir den külen Wein,
darzu die versotne Hänlin gut!
wann du mich dann bezalet hast,
so hab Urlaub, mein werter Gast!“

6. Die Wirtin sach den Reiter an:
er deucht sie sein ein höflich Man;
sie bot ihm ihr schneeweiße Hand,
darzu die guten Gulden rot,
die hulfen dem guten Schlucker
aus aller seiner Not.

7. Er nahm das Rößlein bei der Hand,
wie bald er sich inn Sattel schwang!
da thät es manchen Hasensprung.
Er kehrt sich gegen der Frau Wirtin um,
die Wirtin thät den Reiter fast loben;
damit ward der falsch Wirt betrogen.

Str. 4 ist Ritte: Fieber; „hab dir den Ritten“ war eine sehr gewöhnliche Verwünschungsformel. — Das Lied steht bei Görres altd. Volks- und Meisterlieder S. 156 unter dem Titel: Soldatenmoral; bei Uhland 1, Nr. 147 S. 380—381.

2.

1. Von erst so wölln wir loben
Mariam die reine Meid,
die ist so hoch dort oben,
kein Bitt sie uns verseit;
merkt auf, ihr Reitersknaben:
so wir in Sorgen traben
und sonst kein Fürbitt haben,
so helf uns die vil zart
die Gottes Mutter ward.

2. Sanct Jörg, du edler Riter,
Rottmeister solt du sein,
bescher uns gut Gewitter,
thu uns dein Hilfe schein!
daß uns nit misselinge,
daß wir die Baurn bezwingen,
die uns da wölln verdringen,
der sich des Adels fleißt
und doch kein Fuchs nit beißt.

3. Kaufleut sind edel worden,
das sicht man täglich wol,
so kumt der Reiter Orden
und macht sie reisig vol;
man sol sie außher klauben
auß ihren füchsinen Schauben
mit Brennen und mit Rauben,
dieselben Kaufleut gut,
das schafft ihr Uebermut.

4. Merkt auf, ihr Reitersknaben,
was unser Orden inhält!
so wir nimmer Pfenning haben,
und uns Futter und Mal entfällt,
so müßen wir fürbaß werben
daß wir nit Hungers sterben,
die reichen Kaufleut erben;
so oft er dir werden mag
acht nit was er dir sag.

5. Wie mochts um uns ertragen
so einen kleinen Lohn!
das Wildpret wölln wir jagen
da es im Holz thut ston:
ich mein die stolzen Franzen
die auf dem Pflaster umschanzen
und ihre Härlein pflanzen;
das ist ein Gwild für mich,
wo ichs im Wald ersich.

6. Vom Jagen wölln wir laßen,
das Voglen stellen an:
ihr Reiter unverdroßen!
ein Hütten müßen wir han,
darzu gut hürne Kloben,
darvor die Hölzlein stoben;
den Kauzen sol man loben,
der uns den Vogel bringt,
der in der Ringmaur singt.

7. Nach vogeln wölln wir fischen
auch auf dem trucknen Land;
laßt uns dort einher wischen!
stößt uns der Recht an dHand,
so singn wir nimmer: „ach leider!
wo nehmn wir Winterkleider?“
das sol uns wol bescheiden
der mit seinen Gülden rot
der in die Reus geht ein.

8. Wir haben uns eins vermeßen
in dem edlen Frankenland:
die Baurn, die wellen uns freßen,
den Adel wol bekant;
das woll Gott nit verhengen!
wir wellens fürbaß sprengen,
recht wie die Säu besengen,
so oft uns das gebürt,
biß Schopf den Galgen rürt.

9. Hilf Gott, daß wir bezwingen
der Bauren Uebermut,

die uns ums Leben bringen,
vil manchen Reiter gut!
ihrn Hochmut sol man brechen,
soll sie unter die Mähren stechen,
manchen guten Gesellen rächen,
bringt ihn groß Ungemach —
singt uns der Schenkenbach.

Ob das ganze neunstrophige Lied ist gesungen worden, kann zweifelhaft erscheinen, da sich dasselbe bis jetzt nur handschriftlich hat auffinden laßen, doch ist es sehr wahrscheinlich. Die ersten drei Strophen aber waren schon im Anfange des 16. Jarhunderts ein allgemein verbreitetes Reiterlied, und blieben es durch fast das ganze Jarhundert. Eine nicht geringe Anzal von Liedern wurde in diesem Tone gedichtet, z. B. ein Lied auf die Niederlage der Bauern im Bauernkrieg 1525, ein Loblied auf Luther „in dem Reütter thon Zum ersten wellen wir loben" (Wackernagel das ev. Kirchenlied 1842 S. 548 Nr. 652) u. a. Auch wird dieses Lied nicht selten erwähnt, so von Luther (Verlegung des Alcoran 1542 4. Bl. Viij[b]): „Singen doch vnser strassen Reuber also: Von erst so wollen wir loben - Maria die reine Magd, Vnd S. George mus Rotmeister sein." Die Raubgesellen der Ritter bezeichnen sich in diesem Liede selbst als Franken, und das Frankenland war noch im ganzen 16. Jarhundert, wie schon im 15., durch seine Räuberei übel berüchtigt; — sie bezeichnen ihr Raubhandwerk als adliche Beschäftigung: als Jagd, Vogelstellen und Fischfang, und rechnen sich dasselbe gleichsam zum Verdienst an, als verdiente Züchtigung des Uebermutes der Kaufleute und der Bauern. — Die beiden hier mitgeteilten Lieder allein schon gewähren dem, welcher Sinn für das Volkslied hat, eine lebendigere Anschauung von den damaligen Zuständen, als bogenlange Beschreibungen zu thun vermögen.

Lieder der Landsknechte.

1.

1. Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist auf kummen
ein Orden, durchzeucht alle Land
mit Pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genant.

2. Fasten und beten laßen sie wol bleiben
und meinen, Pfaffen und Mönch sollens treiben,
die haben davon ihren Stift,
des mancher Landsknecht frumme
im Gartsegel und schifft.

3. In Wammes und Halbhosen muß er springen,
Schnee, Regen, Wind alles achten geringe
und hart liegen für gute Speis;
mancher wolt gerne schwitzen
wenn ihm möcht werden heiß.

4. Also muß er sich in dem Land umb kehren,
biß er hört von Krieg und Feindschaft der Herren.
darnach ist ihm kein Land zu weit,
darein lauft er mit Ehren,
biß er auch findt Bescheid.

5. Erstlich muß er ein Weib und Flaschen haben,
darbei ein Hund und einen Knaben:
das Weib und Wein erfreut den Man,
der Knab und Hund sol spüren
was in dem Haus thut stan.

6. Das war der Brauch, Gewonheit bei den Alten,
also sol es ein jeder Landsknecht halten:
Würfel und Karten ist ihr Geschrei,
wo man hat guten Weine,
sollen sie sitzen bei.

7. Da sollen sie von Stürmen, Schlachten sagen,
des müßen sie warten Nacht und Tage,
darum so thut ihn lernens not,

wie man mit langen Spießen
Processiones hält.

8. Wenn sie dann ihr Capitel wöllen halten,
mit Spieß und Hellebarten sieht mans balde
zum Fähnlein in der Ordnung stan;
dann thut der Hauptmann sagen:
„die Feind wölln wir greifen an“.

9. Darnach hört man das groß Geschütz und kleine:
„her! her! schreien die frummen all gemeine.
So hebt sich an das Ritterspiel,
mit Spieß und Hellebarten
sieht man ihr fechten vil.

10. „Lerman! lerman!“ hört man die Trummen spechten,
darbei setzens die ihren Rechte:
ein grüne Heid ists Richters Buch,
darein schreibt man die Urteil
biß eim rinnts Blut in dSchuch.

11. In dem Orden findt man gar seltsam Knaben,
sie laufen an Städt und Schloß und Graben,
des muß man ietzund haben Acht:
wo der Orden regieret,
werden läre Hofstätt gemacht.

12. Wie möchtens doch ein härtern Orden tragen?
sie leiden groß Not bei Nacht und Tage,
biß sie überkummen eins Herren Huld;
darbei bleibt mancher todte,
wolt bhalten seines Herren Huld.

13. Erst hebt sich an die Klag der treuen Frauen,
ein jede thut nach ihrem Man umschauen;
welcher der ihr ist blieben todt,
darf nit vor Schanden lachen,
biß sie ein andern hat.

14. Darnach helfen sie das Requiem singen;
sie spricht: „junger Mann, ich wils euch bringen!“
so hat dann alte Lieb ein End;

in der Confessione
wird ein neues Regiment.

15. Das ist der Kriegsleut Observanz und Rechte,
sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte;
Unfall hat ihm sein Freud gewendt,
wär sonst im Orden blieben
willig biß an sein End.

2.

1. Der in Krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was sol er mit ihm füren?
ein schönes Fräuelein,
ein langen Spieß, ein kurzen Degen;
ein Herren wölln wir suchen,
der uns Bescheid sol geben.

2. Und gibt er uns dann kein Geld nit,
leit uns nit viel daran;
so laufen wir durch die Wälde,
kein Hunger stoßt uns nit an:
der Hüner, der Gäns haben wir so vil,
das Waßer auß dem Brunnen
trinkt der Landsknecht wann er will.

3. Und wird mir dann geschoßen
ein Flügel von meinem Leib,
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein Meit,
und nit ein Kreuz an meinem Leib;
das Geld wölln wir verdemmen,
das der Schweizer um Handschuh geit.

4. Und wird mir dann geschoßen
ein Schenkel von meinem Leib,
so thu ich nachher kriechen,
es schadt mir nit ein Meit:
ein hölzene Stelzen ist mir gerecht,
ja eh das Jahr herumbe komt,
gib ich ein Spittelknecht.

5. Ei, werd ich dann erschoßen,
erschoßen auf breiter Heid,
so trägt man mich auf langen Spießen,
ein Grab ist mir bereit;
so schlägt man mir den Bummerlein bum,
der ist mir neun Mal lieber,
denn aller Pfaffen Gebrumm.

6. Der uns das Liedlein neu gesang,
von neuem gesungen hat,
das hat gethan ein Landsknecht,
Gott geb ihm ein fein gut Jahr!
er singt uns das, er singt uns mehr;
er muß mir noch wol werden,
der mirs Gloch bezalen muß.

3.

1. Wolauf, ihr Landsknecht alle,
seid frölich, seid guter Ding!
wir loben Gott den Herren,
darzu den edlen Köning:
er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Feld,
es soll kein Landsknecht trauren um Geld,
er will uns ehrlich lohnen
mit Stübern und Sonnenkronen.

2. Der Herzog aus Burgunde,
der selbig treulose Man,
wolt uns den edlen Franzosen
schändlich verraten han;
das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott woll uns den edlen König behüt!
er ist ein edler Herre,
wir dienen ihm allzeit gerne.

3. Beim Bauren muß ich dreschen,
muß eßen saure Milch,
beim König trag ich die volle Fleschen,
beim Bauren ein groben Zwilch;
beim König tritt ich ganz tapfer ins Feld,
zieh daher als ein freier Held,

zerhauen und zerschnitten
nach adelischen Sitten.

4. Es soll kein Landsknecht garten
vor eines Bauren Haus,
denn er muß rotten und hacken,
daß ihm der Schweiß bricht aus;
darzu das Mark in seim Gebein;
vil lieber dient ich dem König allein,
denn einem reichen Bauren,
er gibt uns das Geld mit Trauren.

5. Der uns diß neue Liedlein sang,
von neuem gsungen hat,
das hat gethan ein Landsknecht gut,
ist gelegen vor mancher Stadt,
in mancher Feldschlacht ist er gewesen,
in vielen Stürmen hat er genesen;
dem edlen König zu Ehren,
sein Lob ist weit und ferne.

4.

1. Merkt, wie die Schweizerknaben,
die Federhansen klug,
so fast gewütet haben,
getrieben groß Uebermut,
eh sie sind außgezogen
von Schweiz mit aller Macht:
der Sinn hat sie betrogen,
darzu ihr großer Pracht.

2. „Botz Wunden!“ hört mans fluchen,
als dann ihr Gewonheit ist,
„wir wöllen den König suchen
daheim auf seinem Mist.“
Ein Lied haben sie gedichtet
auß großem Uebermut,
den König dardurch vernichtet
und auch die Landsknecht gut.

3. Mehr haben die Schweizerknaben
der Landsknecht baß gedacht,

wie sie krumme Tätzlen haben,
habens drauf einander bracht;
beim Wein zu aller Zeite
da trieben sie groß Gespei:
„Gott grüß dich, Bruder Veite!
weißt du kein neus Geschrei?“

4. Auch dräuten sie dem Franzosen,
Heine und Rüde da:
„die Gilg muß bringen Rosen,
botz Wunden willen ja!
her kumt des Maien Zeite,
wir wölln mit Freuden dran,
und wird uns Bruder Veite,
er muß ein Kappen han.

5. Der König thut sich verlaßen
auf Bruder Veiten allein,
hat sein nit vil genoßen,
und auch der Brüder sein.“
Ja, sprach Heine mit Namen,
ihr einer wolt vier bestan:
„es sind halb Krüppel und Lahme,
es ist bald um sie gethan.

6. Der König schilt uns Bauren,
thut uns für Bettler han,
drum wöllen wir nit trauren,
uns liegt glatt nichts daran;
wir wölln dem König laufen
mit unserm Bettelstab,
in Frankreich zu ihm hausen,
Städt und Land gewinnen ab.“

7. Der König hat bald vernommen
der Heine Uebermut;
er dacht: ich wills vorkommen,
tröst sich der Landsknecht gut,
darzu thät er auch wecken
den Kernen von Paris,
und zog dem Heine entgegen
wol über den Montanis.

8. Nun merkt, wie die Heine jahen,
mit üppiglichem Wohn:
„wir wölln den König empfahen
mit Bruder Veiten schon,
wir wölln die Brüder grüßen —
nun saumet euch nit lang! —
mit unsern langen Spießen,
seht, daß euch keiner entgang!“ .

9. Heine und Rüdi kamen
gar trotzlichen daher;
die Landsknecht wol vernahmen,
die stellten sich zur Wehr;
botz Marter und botz Wunden!
wol nach der Vesperzeit
sie einander tapfer funden,
wol hielt sich Bruder Veit.

10. Einander sie da trafen
mit Stich und Schlägen hart;
Heine bgund sehr hoffen,
meint gwonnen han die Schlacht;
Heine sein Botschaft thäte
gen Schweiz von Stunden an,
wie er gesieget hätte;
er was noch weit davon.

11. In Schweiz an manchen Enden
machten sie Freudenfeur;
es thät sich bald verändern
daß ihn ward Lachen theur;
ihr Freud hat sich verkehret,
in Traurigkeit vermischt,
wie fast sich Rüde wehret,
ihn half kein Fund noch List.

12. Das ward Rüde verwießen,
daß er ein Irten hätt gemacht,
er hätt nit recht angebißen
ein kleins der ersten Tracht;
der Wirt kam erst des Morgen,

das ward dem Heine saur,
Bruder Veit wolt ihm nit borgen,
das zalt der Stier von Ur.

13. Durch einander sie da drungen
mit Stich und Schlägen hart;
Heine was misselungen,
wie fast sich Rüde wart.
Heine wolt es baß versuchen,
er gewann ein kleine Beut,
es half kein Wunden fluchen,
er mußt zalen mit der Heut.

14. Heine ist die Schanz misraten,
muß den Spott zum Schaden han;
ihn ward ein Kapp geschroten,
ihn günnets wol jederman;
ich hör nit fast klagen
Graf, Ritter oder Knecht.
Vil Nachbauren sagen:
ihn sei geschehen recht.

15. Noch manchem Heine grauset,
wo man jetzt sagt davon;
wol ob achtzehen tausend
musten sie dahinden lon,
die auf der Walstatt blieben,
von Schweiz ein große Zal,
die hat der Franzos trieben
in einen engen Stall.

16. Gasconier und Franzosen
ritten mit Geschrei daran,
die Gilg bracht Heine Rosen,
daß ihn das Blut abrann,
ich glaub ohn allen Zweifel
warlich, daß Bruder Veit
sei gewest der Heine Teufel
wol zu derselben Zeit.

17. Viel wehrlos sind heim kommen,
einer heut der ander morn,

still schweigend als die Stummen,
haben Schuh und Hauben verlorn;
ihr Kallen was ihn gelegen,
ihr Pracht ist worden klein;
auf Schlitten, Karren, Wägen
sind etlich kommen heim.

18. Wär Heine da gelungen,
nach dem er meint zu Hand
all Fürsten haben verdrungen
in deutsch und welschem Land;
das meint der König zu wenden,
nahm zu ihm Bruder Veit,
und thät die Bauren zertrennen;
es war wol an der Zeit.

Diese Lieder sind, wie in den ersten dreien die Schlußstrophen ausdrücklich angeben, gleich den Liedern auf die Schlacht von Pavia, von Landsknechten selbst gedichtet, und es gilt dieß, wenn nicht von allen, doch den bei weitem meisten Landsknechtsliedern. Auch sind sie von ihnen, als getreue und lebhafte Schilderungen ihres Lebens und Treibens, oft gesungen worden. Das kampflustige, tapfere, fröliche, leichte, aber auch leichtfertige und nur zu oft wilde Volk, welches in der zweiten Hälfte des Jarhunderts zu einer eigentlichen Landplage für Deutschland wurde, zeigt sich uns hier selbst, ungeschminkt und wahr, in seiner früheren Gestalt, so, wie wir sie kaum beßer können dargestellt bekommen. Zur Sache selbst möge hier nur so viel bemerkt werden, daß diese von dem Kaiser Maximilian eingerichteten Truppen nicht etwa „Lanzknechte" geheißen haben; Lanzen führten nur die Reiter, die Landsknechte Spieße und Hellebarten, später einige Abteilungen auch Schießgewehr. Sie hatten ihren Namen daher, daß sie die junge Mannschaft des Landes waren; Knecht bedeutete ursprünglich, und hin und wieder noch jetzt, den jungen Mann, den Sohn des Hauses, nicht etwa den Diener oder gar den Sklaven, wie man das Wort,

jetzt misbräuchlich versteht. Diese Landsknechte nannten sich selbst „fromm", und wurden so genannt, was uns nach unserem heutigen Sprachgebrauch höchst seltsam vorkommt, denn als „fromm" im jetzigen Sinne schildern sie sich eben in diesen drei ersten Liedern warlich nicht. Ursprünglich aber bedeutet fromm: förderlich, dem Zwecke entsprechend und denselben fördernd, seine Pflicht erfüllend, also für die Landsknechte: treu zur Fahne sich haltend und tapfer. Das Wort hat erst nach Luther die religiöse Bedeutung bekommen, welche wir ihm beilegen; Luther selbst braucht es ausnahmslos für: nach dem Gesetze lebend, oft in deutlichem Gegensatz gegen den Glauben.

Zur Erklärung der drei ersten Lieder selbst wird nur Weniges nötig sein. In Str. 2 des ersten Liedes und in Str. 4 des dritten Liedes kommt der Ausdruck garten vor, welcher schon im 16. Jarhundert der gelehrten Welt oft unverständlich war, im Volke aber sich bis in das vorige Jarhundert behauptet hat. Es bedeutet das Wort: hausieren, betteln; „im Gartsegel umschiffen" heißt: seinen Unterhalt durch Hausieren suchen — „weil Pfaffen und Mönche so reich sind, müßen wir betteln." Aeußerst üblich war es im 16. Jarhundert, zumal im Anfange desselben, einen Bettler (damals eine noch wenig gebräuchliche Bezeichnung) einen „Gartbruder" zu nennen. Str. 10 des ersten Liedes bedeutet „spechten": sprechen, laut sprechen: ein in Baiern und Franken noch jetzt sehr gebräuchliches Wort. In dem zweiten Liede, welches durch seine naive Gleichgültigkeit gegen schwere Verwundung, Verstümmelung und Tod an die ältesten Heldengesänge, wie an den Kampf Walthers und Hagens am Wasichenstein, erinnert, hat die Redensart in Str. 3 und 4 „nicht ein Meit" die Bedeutung: nicht im Geringsten; Meit ist eine ganz geringe Münze. Daß dem frommen Landsknecht aber das Abgehauenwerden eines „Flügels" auch nicht ein Kreuz an seinem Leibe schadet, bezieht sich darauf, daß die

Arme die Kreuzgestalt des Menschen bilden, worauf ehedem viel Wert gelegt wurde: um Vergebung der Sünden wurde gebeten, indem man sich „in Kreuzesstal“ (Kreuzgestalt, mit ausgebreiteten Armen niederwarf; darnach fragt der wilde Geselle nichts, er freut sich vielmehr, daß er alsdann nicht, wie die Schweizer, Geld für Handschuhe auszugeben brauche. Str. 6 ist „Gloch“ so viel wie Zeche; jetzt in „Gelage“ verunstaltet. Im dritten Liede, dessen zweite Strophe einem älteren Liede zugehören muß (denn Herzoge von Burgund gab es nicht mehr, als die Landsknechte errichtet wurden) erinnert der Schluß der dritten Strophe an die, übrigens erst um 1530 recht auffällig gewordene Kleidungsweise der Landsknechte: sie trugen zerschlitzte Wämser und Beinkleider, welchen ein anderfarbiges Zeug untergelegt war, so daß dasselbe durch die Schlitze hindurchblickte; eine Tracht, welche vom 13. bis 15. Jarhundert die Tracht der Edlen und Reichen gewesen war. Gegen diese Tracht, welche nachgerade zu dem lächerlichsten Pomp und zu einer unsinnigen Verschwendung führte, richteten sich später sehr scharfe Strafgedichte und auch des Andreas Musculus bekannter „Hosenteufel“.

Das vierte Lied wird einige weitere erläuternde Andeutungen erfordern. Es hat dasselbe eine bestimmte historische Grundlage, die furchtbare zweitägige Schlacht bei Marignano in der Lombardei, am 13. und 14. September 1515, und könnte deshalb auch zu den historischen Volksliedern im engsten und eigentlichen Sinne füglich gestellt werden, wenn es nicht zugleich die Verhältnisse zwischen den schweizerischen Soldtruppen und den deutschen Landsknechten und zwar so darstellte, daß diese Schilderung in dem Liede entschieden in den Vordergrund tritt, weswegen es, dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, hier, unter den die Zustände darstellenden Liedern, seine Stelle hat finden müßen. In der gedachten Schlacht standen die deutschen Landsknechte im Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, ihnen gegenüber im Dienste der

heiligen Liga (Pabst Julius II.) die Schweizer Soldtruppen, unter denen sich damals auch Ulrich Zwingli als Feldgeistlicher befand. Die Schweizer standen seit länger als einem Jarhundert in dem wol begründeten Rufe der Unbesiegbarkeit, den sie noch wenig Jahre zuvor (1499) in dem gegen Kaiser Maximilian geführten Kriege bethätigt hatten. Dieser Ruf hatte bei ihnen einen Uebermut erzeugt, welcher sie alle andern Truppen gering schätzen und bei Gelegenheit in der empfindlichsten Weise verhöhnen ließ — ein Hohn, welchen vor allem die Deutschen zu empfinden hatten, seitdem es den Schweizern gelungen war, sich vom deutschen Reiche abzulösen. In der Schlacht bei Marignano wurde dieser Ruf der Unbesiegbarkeit zum ersten Male, in der Schlacht bei Pavia definitiv und für immer vernichtet. Jenem Uebermute, welcher durch eine gänzliche Niederlage bestraft worden war, gilt unser Lied, welches kurz nach der Schlacht bei Marignano, höchstens im Winter 1515—1516, gedichtet sein muß. Heini (Heinrich) ist der damals den Schweizern allgemein beigelegte Name; ihm zur Seite tritt Rüdi (Rudolf), die deutschen Landsknechte werden vertreten durch die Bezeichnung Bruder Veit, nach dem Anfange des ältesten (noch nicht wieder aufgefundenen) Landsknechtsliedes, dessen Anfangszeilen Str. 3, 7—8 unseres Liedes vorkommen.

Str. 1, 3 ist „fast“ noch in der ursprünglicheren Bedeutung: nachdrücklich, kräftig, sehr, zu verstehen; auch in dem Sinne, in welchem wir das Wort brauchen: nahe an etwas heranreichend, beinahe, ist die ursprüngliche Bedeutung noch zu erkennen: es ist das Adverbium von fest. 1, 8 ist „Pracht“ so viel wie Pralerei, gleichfalls im ursprünglichen Sinne des Wortes; eben so Str. 17, 6. Str. 2, 1 erscheint eine der im 15.—17. Jarhundert sehr üblichen Verwunderungs- und Verwünschungsformen: „botz Wunden“ d. h. Gottes Wunden, nämlich Christi Wunden am Kreuz; eben so 4, 4; 9, 5; 13, 7. Die Fluchformel scheint den Schweizern

damals noch vorzugsweise geläufig gewesen zu sein, indes gewöhnten sich die Landsknechte dieselbe zeitig genug an, und von dem unaufhörlichen Fluchen bei Christi Wunden und Marter nannte man schon vor der Mitte des 16. Jarhunderts die Landsknechte „Marterhansen". Str. 2, 7 bedeutet „vernichten": für Nichts erklären. Str. 3, 3 und 5, 7—8 sieht man, wie die stämmigen Schweizer die Deutschen als krummhändige, lahme, krüppelhafte Männchen gehöhnt, und auf den Sieg über diese in ihren Augen armseligen Gegner einander zugetrunken („es darauf einander beim Weine gebracht"), auch ihnen ihr Landsknechtslied höhnend nachgesungen haben; „Gespei" ist schmähende Verhöhnung. Str. 4, 3 ist „Gilg" Lilie, das französische Wappen; „die Lilie muß Rosen bringen" hat den Sinn: die Franzosen müssen bluten; eben so Str. 16, 3, wo nur die übermütige Drohung der Schweizer auf sie selbst zurückgeworfen wird: die Lilie hat allerdings Rosen gebracht, aber für die Schweizer. Str. 4, 8 und 14, 3 ist „Kappe": die herabgeschlagene Schädelhaut; einem eine Kappe schroten (schneiden) bedeutet: einem die Schädelhaut und einen Theil des Kopfes herabhauen; eine damals sehr gewöhnliche kriegerische Redensart. Str. 6, 5 ist „den König mit dem Bettelstab lausen" dem Sinn nach ganz ähnlich der bekannten Formel „Narren muß man mit der Kolbe lausen". Um diese Formel richtig zu verstehen, muß man sich erinnern, daß das hier bezeichnete unsaubere Geschäft als etwas für den, an welchem es vollzogen wurde, ganz besonders Wohlthuendes und Behagliches galt (wie vorher in dem Liede vom Ulinger); es liegt mithin in dem Lausen mit Stab und Kolbe eine höchst bittere Ironie, deren Schärfe uns nicht mehr unmittelbar verständlich ist. Str. 7, 3 „vorkommen", mit dem Accusativ construiert, ist die alte Form unserer heutigen Dativconstruction: einer Sache zuvorkommen. „Kerne" ist Held, hier: Ritter, Ritterschaft. „Montanis" ist Mont Cenis. Str. 8, 1, „jahen" ist Präteritum von

jehen d. h. sagen, sprechen, also „jahen“ so viel wie: sprachen. „Wohn“ ist Wahn, eine Form, welche wir in dem Worte Argwohn beibehalten haben. Str. 11, 4 ist die Redensart „das Lachen wird einem theuer“ ein weit mehr bezeichnender Ausdruck, als das dem Sinne nach gleichbedeutende moderne: das Lachen vergeht einem. In Str. 12 wird die Schlacht unter dem Bilde einer Zeche (Irte) dargestellt: den Schweizern gereichte es zum Verweiß, d. h. Vorwurf, Nachteil, daß sie sich in eine Schlacht eingelaßen hatten, und wenn auch der Erfolg des ersten Schlachttages nicht ganz ungünstig war, so war derselbe doch nicht entscheidend — der erste Gang der aufgetragenen Gerichte war kaum recht angebißen; der Wirt kam dann am andern Tage nach, und forderte von Heine, dem Stier von Uri, die Bezalung, welche diesem schwer genug wurde. Str. 13, 4 ist „wart“ die nicht ungewöhnliche Umbildung (Rückumlaut) von „wehrte“, und 13, 6 bedeutet: „eine kleine Beute“ das Gegenteil von Beute überhaupt: er gewann gar nichts, verlor alles. Str. 14, 1 ist „Schanze“ in dem Sinne gebraucht, wie wir noch heute sagen: in die Schanze schlagen; es ist das französische Wort chance, Wurf mit Würfeln, Würfelspiel, gewagtes Spiel. Der „enge Stall“ Str. 15, 8 ist das Grab, und Str. 17, 5 bedeutet „kallen“ laut und unverständig sprechen, pralen. Der Schluß des Liedes (Str. 18) deutet, wie auch der Schluß der sechsten Strophe, verständlich genug an, welcher Absichten man die Schweizer in ihrem Uebermuth fähig hielt: alle Fürsten zu verjagen; trug sich doch noch vierzehn Jahre später Zwingli ganz ernstlich mit dem vermeßenen Plane, den Kaiser abzusetzen.

Das frische und kräftige, die damaligen Zustände mit Nachdruck und Klarheit schildernde Lied findet sich bei Uhland 1, 474—480.

Noch möge ein, aus Forsters frischen Liedlein (1549) durch das Wunderhorn (1, 22) längst bekannt gewordenes Lied folgen, welches die Zustände der abgedankten und in

Folge hiervon der Landräuberei sich ergebenden Landsknechte darstellt.

Der arme Schwartenhals.

1. Ich kam vor einer Frau Wirtin Haus,
man fragt mich, wer ich wäre?
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
ich eß und trink so gerne.“

2. Man führt mich in die Stuben ein,
da bot man mir zu trinken;
mein Augen ließ ich umbher gehn,
den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den Tisch,
als ich ein Kaufherr wäre,
und da es an ein Zalen gieng,
mein Seckel stund mir läre.

4. Da ich zu Nachts wolt schlafen gehn,
man wies mich in die Scheure;
da ward mir armen Schwartenhals
das Lachen viel zu theure.

5. Und da ich in die Scheure kam,
da hub ich an zu nisten,
da stachen mich die Hagedorn,
dazu die rauhen Distel.

6. Da ich zu Morgens früh aufstund,
der Reif lag auf dem Dache,
da mußt ich armes Schwartenhals
meins Unglücks selber lachen.

7. Ich nahm mein Schwert wol in die Hand,
und gürt es an die Seiten,
ich Armer mußt zu Füßen gehn,
das macht, ich hätt nit zreiten.

8. Ich hub mich auf und gieng darvon
und macht mich auf die Straßen;

mir kam eins reichen Kaufmanns Sohn,
sein Tasch mußt er mir laßen.

Zum Beschluße der Landsknechtslieder möge noch eins der späteren, aber warlich nicht das geringste aus diesem Liederkreiße hier stehen.

Der Fähnrich.

1. Was wöllen wir aber heben an? :,:
das best, das wir gelernet han, :,:
ein neues Lied zu singen.

2. Der Markgraf der schifft über Rhein :,:
mit Spießen und mit Schiffelein, :,:
thät über Rhein her schweben, ja schweben.

3. Gen Frankfurt kam die neue Mär :,:
wie der Markgraf überm Rheine wär, :,:
über Rhein da thät er schweben, ja schweben.

4. Des nahm sich Herzog Moritz wahr, :,:
sechstausend setzt er auf die Pferd,
achttausend legt er neben den Weg,
thät auf den Markgrafen warten, ja warten.

5. Der Markgraf ließ sein Geschütz abgan, :,:
er schoß über Berg und tiefe Thal,
er schoß viel manchen stolzen Mann,
es muß gleich Gott erbarmen, erbarmen.

6. Der Fähnrich zu dem Hauptmann sprach: :,:
„laßt uns eine kleine Weil stille stan!
es sind wol sieben an einen Mann,
die Schlacht han wir verloren, verloren."

7. Der Hauptmann zu dem Fähnrich sprach: :,:
„hab gemeint, du seist ein Fähnrich gut,
so bist du ein verzagtes Blut,
laß du dein Fähnlein schweben, ja schweben!"

8. Der Fähnrich nahm ein stolzen Gang,
er gab dem Fähnlein einen Schwang,

er schwangs über Veiel und grünen Klee:
„heut Fähnrich, morgen nimmer me!
beim Fähnlein will ich sterben, ja sterben!“

9. Der Fähnrich der ward hart verwundt:;,:
„nun werd ich jetzund nimmer gesund, :;,:
also nun muß ich sterben, ja sterben.“

10. Wer ist, der uns das Liedlein sang?
ein freier Landsknecht ist er genannt,
er hats ganz wol gesungen;
er ist dreimal beim Markgrafen gewesen,
ist allzeit wieder kommen.

Das Lied stammt aus dem Jahre 1552; der „Markgraf“ ist der bekannte abenteuerliche Held, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach. Die Einrichtung des Liedes ist die, welche noch jetzt bei manchen improvisierten, aber auch bei manchen althergebrachten Volksliedern sich zeigt: an sich soll die Strophe fünf Zeilen haben, es wird diese Fünfzal aber durch Repetition von je einer Zeile oder nach Bedürfnis auch von zwei Zeilen erreicht.

Zur Vergleichung laße ich nun vier moderne Landsknechtslieder, das heißt, Nachdichtungen der alten Landsknechtslieder, von Hoffmann von Fallersleben folgen, Lieder, die weit entfernt, Nachahmungen zu sein, den Namen trefflicher Nachdichtungen, im strengsten und edelsten Sinne, verdienen.

Georg von Frundsberg.

1. Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
der leitet alle Sachen.

2. Frisch auf, ihr Landsknecht allgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

3. Er hat ein Häublein aufgesetzt
Voll Pfaffenlist und Witze,
Er hat sein Schwertlein wol gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze,

4. Er hält das Reich in seinem Arm,
Wies Kindlein zu der Taufe,
Und thät ers nicht, das Gott erbarm!
So lägs gleich in der Traufe.

5. Wie stattlich er zu Rosse sitzt
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm sein Auge blitzt
Aus seinen dunklen Brauen!

6. Ein frischer Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen.
Den Frundsberg greifts an seine Ehr,
Er läßt sein Völklein streifen.

7. Wolauf und drauf! die Welt ist sein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein
Nach seiner Pfeife tanzen.

8. Und wer doch wol das Lied erfand?
Das hat ein Knab gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen.

Des frommen Landsknechts Morgenlied.

1. Ich bin kein Ritter, noch Edelmann,
Ich bin ein armer Knecht.
Daß ich mein Brot verdienen kann,
Das ist mir eben recht.
In Noth
Und Tod
Ist Gott mein Herr und Schutz,
Mein Helm und Wehr.
Was brauch ich mehr?
Dem Feinde Trutz!
Gott Preis und Ehr!

2. Zwar lieber trieb ich Ochs und Kuh
Zur grünen Weide hin,
Und lieber wäre Rast und Ruh
Mein Lohn und mein Gewinn,
Als Krieg
Und Sieg,
Und reiche Beut und Sold.
Doch hilft kein Leid
Und Widerstreit.
Wenns Gott gewollt,
Ists rechte Zeit.

3. Die Blümlein blühn und fallen ab,
Wann noch der Frühling währt:
So findet auch der Knab sein Grab,
Der eben führt das Schwert.
Es fällt
Der Held
Dem Feigen gleich und stirbt,
Wer redlich ficht
nach Recht und Pflicht,
Hier Lob erwirbt
Und stirbt dort nicht.

Schlacht von Pavia.

1. Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wolfeil heuer;
Ihr Landsknecht, drum verkauft es theuer —
So war des Frundsberg erst Gebot.

2. Da sah man Spieß und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht.
Die Kugeln in den Lüften flogen,
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wol zu Pavia in der Schlacht.

3. Das war kein Tag wie alle Tage,
Das war ein rother heilger Tag,
Als fern vom deutschen Vaterlande

Vor deutschem Muth mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

4. Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren werth.
Du hast dein Völklein wol geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet!
Da! Alter, nimm das Königsschwert!

Der alte Landsknecht in seiner Heimath.

1. Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Ich beb in Freud und Wonne.
Mich sieht die liebe Sonne
Noch einmal freundlich an.

2. Das ist dieselbe Sonne,
die uns bei Ulmo schien,
Uns über Feindes Wolke
Dort unserm kleinen Volke
Den hellen Sieg verliehn.

3. „Ihr Handvoll nackter Leute!
Verderbt in eurem Thal.
Wir stehn auf allen Wegen,
An Schaar euch überlegen,
In Harnisch und in Stahl.

4. Ihr Handvoll nackter Leute!
Ihr könnt nicht mehr entfliehn.
Wenn ihr euch wollt ergeben,
So laßen wir euch leben,
Mit weißen Stäblein ziehn.“

5. Das dünkt den Frundsberg Schande:
„Nackt sind die Knaben mein.
Bei Gott! sie sind mir werther!
In Wein getaucht die Schwerter,
Zerhaun sie Stahl und Stein.“

6. Da giengs zum Reigentanze
Mit Trommeln und Juchhei.
Die Röslein roth entsprungen,
Wo wir die Schwerter schwungen,
Und ich war mit dabei.

7. Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Die Sonne sinket unter.
Wie bin ich doch so munter,
Als giengs erst eben an.

Halten wir diese Lieder neben diese vorher aufgeführten alten Lieder, so sollte man kaum glauben, daß dieselben volle dreihundert Jahre später gedichtet sind, als jene; so ganz ist der volle, reine und kräftige Duft jener alten Poesie in den neuen Dichter übergeströmt; unbedenklich werden wir sie zu den besten Producten unserer modernen Dichtung rechnen, jedenfalls zu denen, welche den echten Volkston, ohne Zögern und Umsichschauen, mit einem Schlage getroffen haben — so, wie es in einer größeren Zal von Liedern keinem andern Dichter gelungen ist.

Welchen Abstich gegen die Lieder des 16. Jarhunderts die Kriegslieder des 17. Jarhunderts, des dreißigjährigen Krieges bilden, ist oben bemerkt worden. Die beiden dort erwähnten Lieder, von denen das erste, baierische, noch einigermaßen, das zweite, schwedische, schon fast nicht mehr in Anschlag kommen kann, folgen hier.

Hans von der Wehr.

1. Weiß mir ein braven Rittersmann,
der sich vor seim Feind wehren kann;
wer ist der, deri deri der?
wer ist der Hans von der Wehr?

2. Der Hans von der Wehr hat ein braunen Gaul,
steht vor seim Feind wie eine Maur;
wer ist der 2c.

3. Der Hans von der Wehr hat einen scharfen Degen,
vor seinem Feind kann er sich wehren;
wer ist der 2c.

4. Der Hans von der Wehr hat einen braunen Hut,
darauf drei Federn wolgemut;
wer ist der 2c.

5. Die Federn sind mit Gold beschlagen,
es darfs ein jeder Ritter tragen;
wer ist der 2c.

6. Die Trummen ließ er brummen drein,
er thät allezeit lustig sein;
wer ist der 2c.

7. Die Stück ließ er zusammen führen,
gen Weißenburg wolt er marschieren;
wer ist der 2c.

8. Er schickt drei Trompeter hinein,
Weißenburg muß gewonnen sein;
wer ist der 2c.

9. Man schicket sie gleich wieder darvon:
was fragen sie nach eines Bauren Sohn?
wer ist der 2c.

10. Er fragt nicht viel nach Geld und Gut,
daran streckt er sein Fleisch und Blut;
wer ist der 2c.

11. Bresslein müßen geschoßen sein,
das Volk das zieht in die Stadt hinein;
wer ist der 2c.

12. Er ritt wol über die Brücken hinein,
er sprach: sein Volk soll lustig sein;
wer ist der 2c.

13. Er ritt wol um das Rathaus herum;
sie sprachen: er ist nur eins Bauren Sohn;
wer ist der ꝛc.

14. Die Burger stehn beisammen im Rat:
sie sprachen allsammen ja! ja!
wer ist der ꝛc.

15. Er reit daher in Stiefel und Sporen,
er hat noch nie kein Schlacht verloren;
wer ist der ꝛc.

16. Der Hans von der Wehr ist Ehren wert,
er geh zu Fuß oder reit zu Pferd;
wer ist der ꝛc.

---

17. Wenn man nach dem Hans von der Wehr will fragen,
zu Wien, zu Wien liegt er begraben;
wer ist der, deri deri der?
wer ist der Hans von der Wehr?

Das Lied gilt dem großen Reitergeneral des dreißigjährigen Krieges Johann von Werth, und muß um 1636 verfaßt worden sein. Die letzte Strophe ist Zusatz, erst nach dem Tode des Johann von Werth († 1652) verfaßt; die ganze Haltung des Liedes zeigt unverkennbar, daß dasselbe einen Lebenden schildert.

Königlicher Majestät in Schweden etc. Soldatesca Lied.

Im Jahr 1632.

Ein schönes Lied der Schwedischen Soldaten.

1. Warumb sollen wir denn trauren,
und weinen überall?
Haben wir doch dicke Mauren,
und liegen hinterm Wall.
Blanker Soldat,
in unserm Ornat,
Frisch auf Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

2. Wir haben ein praven Helden,
darzu frisch junge Leut,
wir ziehn damit zu Felde,
und machen frische Beut.
Blanker Soldat 2c.

3. Wenn andere Leut schlafen,
und ruhen in der Nacht,
so ziehn wir an die Waffen
und schießen, daß es kracht.
Blanker Soldat 2c.

4. Der König aus Schweden Lande,
der große General,
dem dienen wir z'Waßer und Lande,
laßen uns auf ihn all.
Blanker Soldat 2c.

5. Was er uns commandieret
bei Tag und auch bei Nacht,
demselben wir parieren,
das Leben frisch gewagt.
Blanker Soldat 2c.

6. Dem Baudissin behende,
dem Marschalk in dem Feld,
dem soll man lieb und treu sein,
die Schlacht hat er bestellt.
Blanker Soldat 2c.

7. Ihr Capitainen alle,
ihr Cavallierer gut,
euer Ruhm geht mit Schalle,
habt nur ein guter Mut.
Blanker Soldat 2c.

8. Ist keiner hie gewesen,
der nicht was Guts gethan,
der nicht ist auserlesen;
hie gilt es Ros und Mann!
Blanker Soldat 2c.

9. Wir streben alle Tage
nach Reputation,
unser Leben wöllen wir wagen,
dem Feind zu Spott und Hohn.
Blanker Soldat 2c.

10. Gestorben bei den Reitern,
und bei den Musketierern,
bei Officiern und Gfreiten,
erlangen wir Preis und Ehr.
Blanker Soldat 2c.

11. Viel Regiment mit Ehren,
mit tausend Musketieren,
dieselben thun sich wehren
ritterlich für und für.
Blanker Soldat 2c.

12. Ade ihr praven Soldaten,
ade ihr Damen all,
heint eßen wir guten Braten
in unsers Feindes Saal.
Blanker Soldat 2c.

13. Ade noch eins gesoffen!
der Kaiser führt den Krieg,
der Schwed ist aufgebrochen,
Gott geb ihm guten Sieg!
Blanker Soldat 2c.

14. Trompeter laßt euch hören!
die Trommel und die Pfeif
wöll sich bald zu uns kehren,
blasen und trommeln steif.
Blanker Soldat 2c.

15. Jetzt treten wir zusammen
und liefern eine Schlacht;
ein jeder seinem Namen
groß Lob und Ruhm jetzt macht.
Blanker Soldat,
in unserm Ornat,

Frisch auf Soldat!
Gott helf uns früh und spat.

Weit beßer als dieses Lied sind zwei Gedichte jener Zeit, welche freilich keine Volkslieder sind noch haben sein wollen, aber in kräftiger und gemeßener, wenn gleich theilweise steifer, Form, die ernste und edle Seite jener in geschmacklosen Mutwillen, plumpe Aufschneiderei und grobe Rohheit versunkenen Zeit darstellen. Es sind gemeint der, nachher auch zu einem Liede gemachte Spruch des Julius Wilhelm Zinkgref: „Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoßen, schlagt ritterlich darein", und das Gedicht von Georg Rudolf Weckhrlin: „Frisch auf, frisch auf, ihr tapferen Soldaten".

Diese Soldatenlieder des dreißigjährigen Krieges sind, wie freilich schon die Landsknechtslieder, die einzigen Volkslieder, welche historische Zustände darstellen, und so verhält es sich auch späterhin und im Ganzen bis auf den heutigen Tag; historische Zustände finden wir nur noch in den Kriegs- und Soldatenliedern, wol oder übel, dargestellt.

Die späteren Soldatenlieder, z. B. die dem siebenjährigen Kriege angehörigen Soldaten-, Kriegs- und Schlachtlieder sind an Poesie großenteils arm, ja oft aller Frische und Lebendigkeit entkleidet, und auch unsere heutigen, im Volke selbst entstandenen Soldatenlieder sind nicht nur den übrigen Liedern, welche noch jetzt im Volke entstehen, nicht gleich zu stellen, sondern gehören sogar zum überwiegenden Theile zu dem Dürftigsten, ja Armseligsten, was die Volkspoesie unserer Zeit überhaupt zu Tage fördert. Diejenigen Gedichte aber oder vielmehr Reimstücke, welche unserm heutigen Militair in Preußen und anderwärts auf officiellem Wege beigebracht worden sind, gehören der Volkspoesie nicht an, bilden vielmehr den geradesten Gegensatz zu derselben, und sind, selbst als Producte der Kunstpoesie betrachtet, nur zu oft Erzeugnisse der entschiedensten poetischen Misbildung.

Das einzige, an den Volkston einigermaßen anklingende Kriegslied aus dem Ende des vorigen Jarhunderts ist das Lied des bekannten Cramer: „Feinde ringsum!“ welches in einem seiner tollen Romane vorkommt und lange Zeit beliebt geblieben ist. Eine selbstverständliche großartige Ausnahme bilden die Freiheits- und Kriegslieder der Jahre 1813—14, doch hat das Volk selbst in jener Zeit nur äußerst wenig Nennenswertes erzeugt — viele Lieder dieses Ursprungs, z. B. die meisten Hohnlieder auf Napoleon, erinnern stark an die Geschmacklosigkeit und Plumpheit der Lieder des dreißigjährigen Krieges. Jene Ausnahme bezieht sich vielmehr auf die nicht genug zu rühmenden, den Liedern der alten Zeit vollkommen gleich stehenden, ja an Höhe des Standpunktes sie noch übertreffenden — wenn gleich nicht durchaus in dem strengen Sinne, wie die alten, volksmäßigen — Freiheits-, Kriegs- und Soldatenlieder Körners, Arndts und Schenkendorfs. Von Körners Liedern sind streng genommen nur zwei hierher zu rechnen: Lützows wilde Jagd und das Schwertlied, indem die übrigen, bei ihrer sonstigen, immerhin anerkennenswerten Frische und Natürlichkeit doch allzu viel Züge der Künstlichkeit, ja der Reflexion und des dem Volke völlig fremden Pathos an sich tragen. Von Arndt gehören hierher das einem ältern Volksliede nachgebildete: „O du Deutschland ich muß marschieren“ und das Lied auf Blücher: „Was schmettern die Trompeten? Husaren heraus!“ Von Schenkendorf verdient Hervorhebung und Bevorzugung, zumal vor Körners Liedern, das Lied „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh“. Diese Lieder, allbekannt und jedenfalls allen zugänglich, dürfen hier nicht abgedruckt werden. Dagegen verdient ein Soldatenlied von Brentano, welches an wahrer Volksmäßigkeit unter den Liedern jener Zeit fast oben an steht, der Vergeßenheit entrißen zu werden, und ihm einen kleinen Theil dieses Dienstes zu leisten, mögen diese Blätter versuchen.

1. Es leben die Soldaten
so recht von Gottes Gnaden:
der Himmel ist ihr Zelt,
ihr Tisch das grüne Feld,
Trallalalalei,
ihr Tisch das grüne Feld.

2. Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müßen blasen
guten Morgen, gute Nacht,
daß man mit Lust erwacht,
Trall 2c.

3. Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
ihr Freund die volle Tonne,
ihr Schlafbuhl ist der Mond,
der in der Sternschanz wohnt,
Trall 2c.

4. Die Sterne haben Stunden,
die Sterne haben Runden,
und werden abgelöst,
drum Schildwacht sei getröst,
Trall 2c.

5. Wir richten mit dem Schwerte,
der Leib gehört der Erde,
die Seel dem Himmelszelt,
der Rock bleibt in der Welt,
Trall 2c.

6. Wer fällt, der bleibet liegen,
wer steht, der kann noch siegen,
wer übrig bleibt, hat Recht,
und wer entflieht, ist schlecht,
Trall 2c.

7. Zum Haßen oder Lieben
ist alle Welt getrieben,
es bleibet keine Wahl,
der Teufel ist neutral,
Trall 2c.

8. Bedienet uns ein Bauer,
so schmeckt der Wein fast sauer,
doch ists ein schöner Schatz,
so kriegt sie einen Schmatz,
Trallalalalei :,:
so kriegt sie einen Schmatz.

Das Lied findet sich in dem, 1813 zwischen der Schlacht bei Culm und der bei Leipzig verfaßten und den Charakter eben jener Zeit abspiegelnden, aber erst 1817 herausgegebenen „klingendem Spiel“: „Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte“. S. 93 und 94 und die Musikbeilagen enthalten auch die Melodie. Diese ist nicht so ganz vergeßen, wie das Lied, denn Hoffmann von Fallersleben benutzte dieselbe, als er noch singend die deutschen Gaue durchzog, für sein vortreffliches Lied: „Soldatenliebe“, welches aus einem älteren Motiv („Revelge“, Wunderhorn, I. 72 bis 74) gebildet ist und hier nicht fehlen darf:

Soldatenliebe.

1. Des Morgens wann die Hähne krähen,
Dann müßen wir Soldaten aufstehen;
Die Trommel, die schlägt: komm, komm!
Wiederum pum, pum! :,:
Schönster Schatz, nun lebe wol!

2. Und hat auch die Trommel geschlagen,
So muß ich doch mein Liebchen noch fragen,
Ob sie mich nicht vergeßen thut? 2c.

3. Da hab ich sie am Fenster gefunden,
Sie hatte mir ein Kränzlein gewunden
Von Rosen und Vergißmeinnicht. 2c.

4. Wie könnt ich dich vergeßen, du schöne,
Du herzallerliebste Helene!
Vergeßen kann ich dich nie. 2c.

5. Und wenn die Kanonen schon brummen,
Und die Kugeln um uns sausen und summen,
So denk ich an mein Schätzelein noch. ꝛc.

6. Kameraden, ich will euch was sagen, —
Eine Kugel hat mich nieder geschlagen, —
Nun grüßt mir mein Liebchen daheim! ꝛc.

7. Ihr werdet sie am Fenster finden,
Sie thut mir ein Kränzelein winden
Von Veiel und Immergrün.
Wiederum pum pum!
Schönster Schatz, nun lebe wol!

Den Beschluß unserer Kriegslieder möge das Gedächtnislied Fr. Försters auf die Freiwilligen vom Jahr 1813 machen:

Zum Gedächtnis des Aufrufs der Freiwilligen am 9. Hornung 1813.

1. Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So rief der Hörner Klang,
So rief in frohen Tagen
Der muntre Jagdgesang;
Verklungen sind die Lieder,
Die blanken Waffen ruhn;
Wir aber fragen wieder:
Wo sind die Jäger nun?

2. Ein Kirchhof liegt gebreitet,
Kein Mauer faßt ihn ein,
Kein Hügel ist bereitet
mit hohem Leichenstein;
Der Pflüger pflügt darüber
Und fragt nicht nach dem Grab;
Der Wandrer zieht vorüber,
Schaut nicht auf Euch hinab!

3. Sie freuen sich der Aehren,
Die Euer Blut getränkt,

Sie schmücken sich mit Ehren,
Die Euch der Tod geschenkt,
Sie brechen von den Kränzen,
Die Euch der Sieg vertraut,
Sie fliegen zu den Tänzen
Mit Eurer jungen Braut.

4. Die Welt will untreu werden,
So bleiben wir getreu,
Damit die Lieb auf Erden
Nicht ganz verschwunden sei.
Das Fest, das wir begehen,
Hat Euch dem Tod geweiht,
Mag es fortan bestehen,
Ein Zeichen Eurer Zeit!

5. Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
So sangt ihr in der Schlacht,
Euch sei in diesen Tagen
Dies Lied zum Gruß gebracht.
Und dürfen wir nicht jagen
Und schlagen auf den Feind!
Was kömmt, wir wollens tragen,
So treu wie ihr vereint!

Mit diesem Liede, welches schon damals (1820) ein Trauerlied war, stehen wir an dem schon längst mit Rasen bewachsenen Grabe einer frühverstorbenen Jugendgeliebten. Im Jahr 1863 am 18. October haben wir eine große und schöne Zeit begraben, und 1866 das Grab der Erde gleich gemacht. Gegenwärtig dient es als Exercierplatz.

Doch wollen wir eines Spätlings wenigstens nicht ganz vergeßen: des in blühender Jugend verstorbenen Wilhelm Hauff. Aus seinen Soldatenliedern wehet in der That ein Hauch alten echten Volkslebens und Volkstones, wenn auch freilich nicht viel mehr als ein Hauch, da man ihnen den damals schon zehnjährigen Frieden doch allzusehr ansieht; auch war Hauff noch allzu jugendlich flüchtig, — ein Fehler,

welcher seinen Novellen, den einst vielgelesenen, in auffallender Weise anklebt, so daß sie in wenigen Jahren völlig veralteten und nun rein vergeßen sind — als daß er den rechten Ton mit Bestimmtheit als den rechten herauszufühlen, festzuhalten und auszubilden vermocht hätte. Sein Lied auf den Kronprinzen von Würtemberg ist eine nicht ungeschickte, aber doch allzu treue Nachahmung von Prinz Eugen (Prinz Wilhelm der tapfere Ritter, ritt hinaus ins Schlachtgewitter, ritt mit aus in blut'gen Strauß); beßer ist ihm sein „Soldatenmut" und noch beßer seine „Soldatenliebe auf der Schildwache", berühmter als alle diese und die übrigen seiner Gedichte aber ist sein „Reiters Morgengesang" (Morgenrot), noch bis auf diesen Tag ein bekanntes und beliebtes Lied, so daß man es kaum mit der Kritik anzurühren wagen darf. Doch mag es immerhin gewagt sein: die treffliche, volksmäßige Melodie ist beßer, als das allerdings sehr ansprechende und gut volksthümliche Züge enthaltende Lied. Eine bloße Todesahnung und ein Grabesschauer in dem Herzen und Munde eines Reiters sind wenigstens nicht geradezu Attribute eines mutigen Reiters; weit volksmäßiger, weil poetischer, wäre ein dem „frühen Tode" vorangehender kräftiger Ausdruck unerschrockenen Reitermutes gewesen; so ist das Gedicht etwas frauenhaft und drückt mehr die Empfindung aus, welche etwa ein zartes Frauenherz für den zum Kampf ausziehenden Reiter hegt, als das echte Gefühl des Reiters selbst: es streift beinahe an das Weinerliche. Auf jeden Fall hätte die allgemeine Betrachtung der dritten Strophe („Ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt, Thust du stolz mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, Ach die Rosen welken all") wegbleiben müßen. Dergleichen allgemeine Sentenzen sind das gerade Widerspiel von allem Volksmäßigen. — Andere moderne Dichter sind freilich mit Volksstoffen weit übler umgegangen, wie z. B. der nicht unbegabte Dichter Heinr. Künzel in seinem Liede

auf den Prinzen Emil von Hessen; der Stoff ist köstlich, ganz geschaffen für ein Volkslied ersten Ranges: aber die bunten, sogar grellen Farben, welche der Dichter gemeint hat, auftragen zu müßen, machen das Lied zu einem sehr ordinären Gedichte; nur der Schluß hält den Charakter eines Volksliedes ein: freilich zum Nachteil des Ganzen, denn von den bunten, schillernden Farben des Eingangs und der Entwicklung sticht der starre farblose Schluß gar zu auffallend ab.



Nächst diesen Volkspoesieen, welche wahrhafte, historische, Zustände darstellen, haben wir diejenigen Volkslieder zu betrachten, welche zwar auch noch historische Volkslieder genannt werden müßen, diese Bezeichnung jedoch nur im weitesten Sinne tragen können. Es sind dies diejenigen Lieder, welche zwar auch, wie die historischen Lieder im engeren Sinn, eine Begebenheit erzälen, jedoch unangesehen, ob sich dieselbe wirklich so, wie sie erzält wird, und an einem bestimmten Orte zu bestimmter Zeit zugetragen habe, wie dieß von manchen dieser Lieder ohne Zweifel gilt, nur daß die ursprüngliche Begebenheit nachher vergeßen worden, oder auch von der Art ist, daß ähnliche Ereignisse sich anderwärts gleichfalls zugetragen haben — oder ob sie aus den allgemeinen Zuständen dichterisch geschöpft worden sei. Die Lieder dieser Art sind vorzugsweise solche, welche auf schwere Geschicke Bezug haben, ja fast überwiegend eigentliche Todeslieder, oder doch im allgemeinen von sogenanntem tragischem Charakter, und nicht selten ist in die tragische Begebenheit das Verhältnis zweier Liebenden verflochten, oder es bildet dasselbe sogar den Mittelpunkt der Erzälung. Hiermit eröffnet sich denn der Uebergang in die Abschiedslieder, und somit in das eigentliche Liebeslied.

Zunächst hebe ich zwei Lieder, beide aus alter Zeit, aus dem Ende des 15. und aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, aus, welche Todeslieder sind, ohne daß ein Liebesverhältnis in denselben eine Rolle spielt.

Peter Unverdorben.

1. Da zu mitter Fasten es geschach,
daß Peter unverdorben gefangen lag
zu Neuenburg in dem Thurme;
er lag gefangen auf seinen Leib;
hilf, Marie Mutter! es ist Zeit,
du magst mir wol gehelfen!

2. Der Thurm der heißet Schütt den Helm,
er will mich bringen um mein Leben,
es möcht Gott wol erbarmen;
lieber sanct Lienhart, hilf mir aus!
ich will dir bauen ein eisern Haus,
es kost recht was es wölle.

3. Lieber sanct Peter, hilf mir dar
gen Rom, gen Ach, und auf die Fart
zu unser lieben Frauen!
sanct Katherin singt uns ein Tageweis —
ich han ihr gedienet mit ganzem Fleiß
in meinen viel großen Nöten.

4. Gott grüß euch, Frau die Herzogin!
bittet ihr mein Herren und auch sein Kind,
daß er mir frist mein Leben,
und auch das ander Hofgesind,
und alle die im Hofe sind,
das mag mir wol gehelfen.

5. Und da er vor die Herrschaft trat,
und wollt ihr hören, wie er sprach
aus seinem viel roten Munde?
„Gott gesegn dich Laub, Gott gesegn dich Gras,
Gott gesegne alles das da was!
ich muß von hinnen scheiden.

6. Lieber Engel, geh mir bei,
bis Seel und Leib bei einander sei,
daß mir mein Herz nicht breche!
Gott gesegn dich, Sonn, Gott gsegn dich, Mon,
Gott gesegn dich, schönes Lieb, wo ich dich han,
ich muß von dir mich scheiden."

7. Der uns dieß Liede neue sang,
Peter unverdorben ist er genant,
er sangs aus freiem Mute;
er singt uns das und keines mehr,
und solt er leben, er säng es mehr;
also schied er von hinnen.

Schloß in Oesterreich.

1. Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
das ist ganz wol erbauet,
von Silber und von rotem Gold,
mit Marmelstein vermauret.

2. Darinne liegt ein junger Knab
auf seinen Hals gefangen,
wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
bei Nattern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
wol vor den Thurm gegangen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
wie hart liegst du gefangen!"

4. „Ach Vater, liebster Vater mein!
so hart lieg ich gefangen,
wol vierzig Klafter tief unter der Erd,
bei Nattern und bei Schlangen."

5. Sein Vater zu dem Herren gieng:
„gebt mir los den Gefangenen!
dreihundert Gülden will ich euch geben
wol für des Knaben sein Leben."

6. „Dreihundert Gülden die helfen da nicht,
der Knabe der muß sterben,

er trägt von Gold ein Ketten am Hals,
die bringt ihn um sein Leben.

7. „Trägt er von Gold ein Ketten am Hals,
die hat er nicht gestolen,
hat ihm ein zarte Jungfrau verehrt,
darbei hat sie ihn erzogen.“

8. Man bracht den Knaben wol aus dem Thurm,
man gab ihm das Sacramente:
„hilf, reicher Christ vom Himmel hoch!
es geht mir an mein Ende.“

9. Man bracht ihn zum Gericht hinaus,
die Leiter mußt er steigen:
„ach Meister, lieber Meister mein,
laß mir ein kleine Weile!“

10. „Eine kleine Weile laß ich dir nicht,
du möchtest mir sonst entrinnen;
langt mir ein seiden Tüchlein her,
daß ich ihm sein Augen verbinde!“

11. „Ach meine Augen verbind mir nicht,
ich muß die Welt anschauen,
ich sehe sie heut und nimmermehr
mit meinen schwarzbraunen Augen.“

12. Sein Vater beim Gerichte stund,
sein Herz wollt ihm zerbrechen:
„ach Sohne, lieber Sohne mein!
deinen Tod will ich schon rächen.“

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
meinen Tod sollt ihr nicht rächen!
bringt meiner Seelen ein schwere Pein,
um Unschuld will ich sterben.

14. Es ist nicht um mein stolzen Leib,
noch um mein junges Leben,
es ist um meine Frau Mutter daheim,
die weinet also sehre.“

15. Es stund kaum an den dritten Tag,
ein Engel kam vom Himmel:
man sollt den Knaben nehmen ab,
sonst würd die Stadt versinken.

16. Es stund kaum an ein halbes Jahr,
der Tod der ward gerochen:
es wurden mehr dann dreihundert Mann
um des Knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns dieß Liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben gethan drei Jungfräulein
zu Wien in Oesterreiche.

Dergleichen Lieder auf die Hinrichtung wirklich oder vermeintlich Unschuldiger finden sich in alter und neuer Zeit mehrere, doch haben die älteren einen merklichen Vorzug vor den neueren durch ihre größere Objectivität, während auch den beßeren Volksliedern dieser Art aus neuerer Zeit eine gewisse Beigabe von Sentimentalität eigen zu sein pflegt, welche den Gesamteindruck stört und jenen älteren Liedern fremd ist. Die ersten Spuren hiervon finden sich schon in dem zweiten der hier mitgetheilten Lieder, welches in der vorliegenden Form aus der ersten Hälfte des 17. Jarhunderts stammt, wenn dasselbe gleich, nach den mehrfachen geistlichen Umdichtnngen und Parodien zu urteilen, die es bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfaren hat, ursprünglich wol schon der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört. Das Lied ist noch jetzt bekannt und wird hin und wieder noch gesungen, theils mit starken Verkürzungen und Entstellungen, durch welche es unverständlich wird (namentlich fehlen oft die Strophen 12 und 13), theils mit Zerdehnungen, von denen die im Kuhländchen vorhandene Form (Meinert, S. 53, vgl. S. 436 f.) Zeugnis gibt.

Das erste Lied, von Peter Unverdorben, ist von aller Sentimentalität und Uebertreibung frei, und hat den raschen

und doch regelmäßigen Fortschritt, welcher nur der Begebenheit folgt und einen Eindruck nicht hervorbringen will, eben dadurch aber den größten Eindruck hervorbringt. Augenscheinlich liegt ihm eine wirkliche Begebenheit zu Grunde, welche jedoch vergeßen worden ist und sich damals oft genug wiederholt hat, so daß man in Peter Unverdorben die analogen Ereignisse abgespiegelt fand und das Lied als ein allgemeine Zustände darstellendes Lied ansehen und behandeln konnte. Sanct Leonhart ist der Heilige der in Ketten gefangen Liegenden, der Retter aus den Ketten, weshalb er auch mit Ketten abgebildet zu werden pflegt; eben so wird, mit Beziehung auf die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse (Apostelgesch. 12, 3—19), dieser als Befreier aus Haften angerufen. Gleiche Bewandtnis hat es mit Sanct Katharina, von welcher der Gefangene hofft, daß sie ihm mit dem anbrechenden nächsten Tage das fröliche Morgenlied seiner Befreiung singen werde. Der Abschied von der Welt, welcher Str. 5 und 6 vorkommt (Gott gesegne dich, Sonne und Mond, Laub und Gras) erscheint in sämmtlichen alten Todesliedern (zum Beispiel auch in dem Liede auf den Benzenauer), und war ein, bei Hinrichtungen regelmäßig gebrauchter Ausdruck der Liebe zum Leben, und ein eben so einfacher wie schmerzlicher und doch nicht sentimentaler Ausdruck des Schmerzes über die Trennung von dem Licht und Leben dieser Welt; dasselbe findet sich auch, nur moderner und subjectiv ausgedrückt, in Str. 11 des zweiten Liedes.

Aelter, als diese hier mitgeteilten beiden Lieder, und warscheinlich dem vierzehnten Jarhundert angehörig, ist das Lied von dem Herrn von Falkenstein, welches in verschiedenen alten, sowol hochdeutschen als niederdeutschen, und neuen Abfaßungen vorhanden ist. Die älteste hochdeutsche Recension ist folgende (bei Uhland I, 296—298):

1. Es liegt ein Schloß im Hessenland,
es ist zun Ehren reiche,
Falkenstein ist es genant,
wo findt man seines Gleichen?

2. So ritt der junge von Falkenstein,
zur Burg wolt er auf reiten,
den Schild den schob er neben sich,
das Schwert als an der Seiten.

3. Da er über die Heide trabt,
da führt er einn Gefangenen;
da begegnet ihm ein Fräulein zart
mit roselechten Wangen.

4. „Seids Ihr, der junge von Falkenstein
und seid des Lands ein Herre,
so gebet mir wieder mein schönes Lieb,
durch aller Frauen Ehre!“

5. „Traut Fräulein zart, das thun ich nit,
darum dürfet Ihr nit trauren!
er muß gen Falkenstein in den Thurn,
darin muß er erfaulen.“

6. Muß er gen Falkenstein in Thurn,
und muß darin erfaulen,
so will ich unter die Mauren stehn,
und will ihm helfen trauren.“

7. Da sie unter die Mauren kam,
sie hört ihr schönes Lieb drinnen:
„daß ich dir nicht gehelfen mag,
das bringt mich von meinen Sinnen.“

8. „Zieht heim, zieht heim, traut Fräulein zart,
und tröstet eure Waisen,
und nehmet dis Jahr ein andern Mann,
und vergeßet eures Leides!“

9. „Nehm ich dis Jahr ein andern Mann,
so muß ich bei ihm schlafen,

er drückt mich freundlich an seinn Arm,
Trauren müßt ich laßen.

10. Nehm ich bis Jahr ein andern Mann,
der schlägt mir meine Waisen,
das thät mir an dem Herzen Zorn;
o weh meines großen Leides!

11. Wärs daß Frauen Harnisch trügen,
als die Ritter und die Knechte,
so wolt ich mit dem jungen von Falkenstein
um mein schönes Lieb fechten."

12. „Traut Fräulein zart, das thun ich nit,
das wär mir ein große Schande;
nehmet Ihr wieder euer schönes Lieb,
und zieht mit ihm zu Lande!"

13. „Gott frist den jungen von Falkenstein,
Gott tröst den jungen von Falkenstein,
Gott tröst ihm das Leben!"

In einer weit jüngeren Abfaßung, welche vielleicht noch jetzt gesungen wird, wenigstens bis gegen das Jahr 1820 hier und da gesungen worden ist, nahm Herder dieses Lied in seine Volkslieder (Stimmen der Völker in Liedern) auf — verglichen mit der im Volke wirklich vorhandenen Gestalt in etwas geglätteter Form — und von hier aus kam es in Arnims und Brentanos Wunderhorn (I, 255), so wie weiter von da aus in fast alle späteren Volksliedersamlungen, so daß es auch in den Kreißen hinreichend literarisch bekannt geworden ist, wo es nicht mehr traditionell bekannt war. Diese neuere Gestalt ist folgende:

1. Es ritt der Herr von Falkenstein
wol über eine breite Heide;
was sieht er an dem Wege stehn?
ein Mägdlein mit weißem Kleide.

2. Wohinaus, wohinaus, du schöne Magd,
was macht ihr hier alleine?

wollt ihr mein lieber Buhle sein,
so reitet mit mir heime!"

3. „Mit euch heim reiten, das thu ich nicht,
kann euch doch nicht erkennen!"
„Ich bin der Herr von Falkenstein,
und thu mich selber nennen."

4. „Seid ihr der Herr von Falkenstein,
derselbe edle Herre,
so bitt ich euch um den Gefangnen mein,
den will ich haben zur Ehe."

5. „Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
im Thurm muß er vertrauren,
zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
wol zwischen zwei hohen Mauren."

6. Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurm
wol zwischen zwei hohen Mauren,
so will ich an der Mauren stehn
und will ihm helfen trauren."

7. Sie gieng den Thurm wol um und um:
„Feins Lieb, bist du darinnen?
und wenn ich dich nicht sehen kann,
so komm ich von meinen Sinnen."

8. Sie gieng den Thurm wol um und um,
den Thurm wollt sie aufschließen:
„und wenn die Nacht drei Jahr lang wär,
keine Stund sollt michs verdrießen.

9. Ei dürft ich scharfe Meßer tragen,
wie unsers Herrn sein Knechte,
ich wollt mit dem Herrn von Falkenstein
um meinn Herzliebsten fechten."

10. „Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
das brächt mir immer Schande;
so will ich dir deinen Gefangnen geben,
zieh mit ihm aus dem Lande!"

11. „Aus dem Lande ziehn, das thu ich nicht,
hab niemand etwas gestolen,
und wenn ich was hab liegen lan,
so kann ichs wieder holen."

Es hat dieser jüngeren Recension keineswegs zum Vorteil gereicht, daß aus der Gattin mit Kindern eine unvermälte Jungfrau geworden ist: die lebendigsten, ergreifendsten Züge der Treue werden auf diese Weise völlig beseitigt. Noch weniger vorteilhaft ist die Ausschmückung, daß der Herr von Falkenstein der Jungfrau zumutet, ihn selbst zu lieben: es sollte dadurch die That des Ritters, das Losgeben des Gefangenen noch höher gehoben werden; mit unvergleichbar größerer, epischer Wirkung aber bleibt er in der Ferne stehen, streng und kalt, und nur durch die Ritterlichkeit der jungen Frau, die ihm den Kampf auf Leben und Tod anbietet, überwunden. Daß dies die ursprüngliche Auffaßung sei, geht aus einer niederdeutschen Recension hervor, wo die Jungfrau ihre Freude darüber ausspricht, daß sie den Ritter bloß mit Worten gezwungen habe, so daß dieser Recension sowol der Freudenruf der älteren wie die Trotzrede der jüngeren Abfaßung am Schluße fehlt. Auch diese Trotzrede der Jungfrau am Schluße der jüngeren Abfaßung — sie brauche nicht aus dem Lande zu ziehen wie eine Diebin, und wenn sie etwas verloren habe, könne sie es wieder holen — ist zwar nicht ganz unangemeßen, aber eine Uebertreibung; die ältere Abfaßung hat weit passender: „zieht mit ihm zu Lande", das heißt in eure Heimat, so daß hier das gewaltsame Wegweisen, ja Verjagen, der neueren Recension wegfällt. Und wie weit sticht diese Trotzende ab gegen den lauten Freudenruf, welcher aus gepreßter Brust jubelnd hervorbricht, als Dank für die edel erwiesene Wolthat: „Gott frist den jungen von Falkenstein, Gott tröst den jungen von Falkenstein, Gott tröst ihm das Leben!"

Auch dieses Lied ist sichtlich ursprünglich ein historisches Lied engeren Sinnes, aber die Begebenheit hat sich entweder wirklich an verschiedenen Orten wiederholt, was keineswegs zu den Unwarscheinlichkeiten gehört, oder sie könnte doch, in der Anschauung des Volkes, sich an mehr als einem Orte, sie könnte sich überall zugetragen haben. Jedenfalls ist längst vergeßen worden, welcher Falkenstein ursprünglich gemeint gewesen ist — die Rheinländer suchen ihn am Rhein, die Westphalen in Westphalen, und die obige ältere Recension (welche im 16. Jarhundert in der Schweiz aufgezeichnet worden) in Hessen; die schwäbische Abfaßung weiß von keinem Herrn von Falkenstein, sondern von einem Herzog von Würtemberg.

Ein anderes Lied, von gleichem, vielleicht noch höherem Alter als das Lied vom Herrn von Falkenstein, ist das folgende, welches zu den im 15. und 16. Jarhundert am weitesten verbreiteten und häufigsten gesungenen Liedern gehörte, und sich, wenn gleich zerrüttet, teilweise karrikiert oder gar nur in Fragmenten, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

1. Es wohnet Lieb bei Liebe
darzu groß Herzeleid;
eine edle Herzoginne,
ein Ritter hochgemeit
sie hatten einander von Herzen lieb;
sie mochten vor großer Hute
zusammen kommen nie.

2. Die Jungfrau, die war edel,
sie thät ein Abendgang,
sie gieng gar trauriglichen
da sie den Wächter fand:
„o Wächter, tritt du her zu mir!
selig will ich dich machen,
dürft ich vertrauen dir.“

3. „Ihr sollet mir vertrauen,
zart edle Jungfrau fein!

doch fürcht ich also sehre
den liebsten Herren mein;
ich fürcht so sehr eurs Vaters Zorn,
wo es misselünge,
mein Leib hätt ich verlorn.

4. „Ich hab mir auserwählet
so einen Ritter stolz,
zum Brunnen hab ich zielet
dort nieden vor dem Holz,
der liegt bei einem hohlen Stein;
dem Ritter will ich bringen
von Rosen ein Kränzelein.

5. Es soll uns nicht mislingen,
es soll uns wol ergehn;
ob ich entschlafen würde,
so weck mich mit Getön!
ob ich entschlafen wär zu lang,
o Wächter, traut Geselle,
so weck mich mit Gesang!"

6. Sie gab ihms Gold zu behalten,
den Mantel an sein Arm.
„Fahrt hin, mein schöne Jungfrau,
und daß euch Gott bewahr,
und daß er euch auch wol behüt!"
es kränkt demselben Wächter
sein Leben und sein Gemüt.

7. Die Nacht die war so finster,
der Mond gar wenig schein,
die Jungfrau die war edel,
sie kam zum hohlen Stein,
daraus da sprang ein Brünnlein kalt,
darüber ein grüne Linde,
Frau Nachtigall saß und sang.

8. „Was singest du, Frau Nachtigall,
du kleines Waldvögelein?
woll mir ihn Gott behüten,
des ich jetzt wartend bin!

so spar mir ihn auch Gott gesund,
er hat zwei braune Augen,
darzu ein roten Mund."

9. Das hört ein Zwerglein kleine,
das in dem Walde saß,
es lief mit schneller Eile
da wo die Jungfrau was:
„ich bin ein Bot zu euch gesandt,
mit mir sollet ihr gehen
in meiner Mutter Land."

10. Er nahm sie bei der Hände,
bei ihrer schneeweißen Hand,
er führt sie an ein Ende,
da er sein Mutter fand:
„o Mutter, die ist mein allein,
ich fand sie nächten spate
bei einem hohlen Stein."

11. Und da des Zwergleins Mutter
die Jungfrau anesach:
„geh, führ sie wieder geschwinde,
da du sie genommen hast!
du schaffst groß Jammer und groß Not,
eh morn der Tag her brichet,
so sind drei Menschen todt."

12. Er nahm sie bei der Hände,
bei ihrer schneeweißen Hand,
er führt sie an ein Ende,
da ers am Abend fand;
da lag der edle Ritter todt,
da stund die schöne Jungfrau,
ihr Herz litt große Not.

13. Sie wendt ihn hin, sie wendt ihn her,
sie küßt ihn an sein Mund:
„wollt Gott, edler Herre,
daß ihr noch wärt gesund!
so mag es leider nicht gesein,

so will ich mein Leben
geben um das dein."

14. Und da es Morgens taget,
der Wächter hub an und sang:
„so ward mir in keinem Jahre
kein Nacht noch nie so lang,
denn diese Nacht mir hat gethan;
o reicher Christ vom Himmel,
wie wird es mir ergan!"

15. Und das erhört die Herzogin,
die in dem Bette lag:
„o höret, edler Herre!
was ist des Wächters Klag,
wie ihn die Nacht hab gefochten an!
ich fürcht, daß unser Tochter
an ihr hab übel gethan."

16. Der Herzog sprach gar balde:
„zünd an ein Kerzenlicht,
und lugt in all der Bürge,
ob ihr sie findet nicht!
findet ihrs an dem Bett nicht dran,
so wirds demselben Wächter
wol an sein Leben gan."

17. Die Herzogin war geschwinde,
sie zündt ein Kerzenlicht,
sie lugt in all der Bürge,
sie fand ihr Tochter nicht,
sie suchts mit Fleiß am Bette dran:
„o reicher Christ vom Himmel,
wie wird es heut ergan!"

18. Sie ließen den Wächter fahn,
sie legten ihn auf ein Tisch,
zu Stücken thät man ihn schneiden
gleich wie ein Salmenfisch;
und warum thäten sie ihm das?
daß sich ein ander Wächter
solt hüten dester baß.

Auch diesem Liede liegt augenscheinlich eine wirkliche Begebenheit zu Grunde, ja alte Notizen (Görres, alte Volks- und Meisterl. S. 192) nennen sogar die Burg, wo solche sich zugetragen: Stargard, und die Jungfrau: Tochter eines Herzogs von Mecklenburg. Es handelt sich um die Liebe einer Fürstentochter zu einem niedriger Gebornen, einem landsäßigen Edelmann, wie das Lied in der ersten Strophe und Str. 2 und 7 durch die Formel: „Die Jungfrau die war edel" andeutet, von wo aus sich denn auch die Hinrichtung des Wächters begreifen läßt. Die Scenerie: ein Brunnen bei einer Linde, ein hohler Stein, ein Zwerg, erinnert an die Formen der ältesten, im 15. Jarhundert übrigens noch lebendigen Volkssagen. Die ältere Form, welche ich hier mitteile, läßt es, echtem Volksgesang treu, unentschieden, auf welche Weise der Ritter umgekommen sei, und geht über das endliche Schicksal der Jungfrau hinweg; die jüngere, im 16. Jarhundert indes allgemein verbreitete Abfaßung hat anstatt Str. 13 eine andere, in welcher der doppelte Selbstmord, des Ritters und der jungen Herzogin, erzält wird — eine Herbigkeit, welcher wir zwar im 16. Jarhundert einigemal in Volksliedern begegnen, der sich aber die älteren Abfaßungen zu enthalten pflegen. Merkwürdig ist es, daß gerade die letzte Strophe, die grausame Tödtung des Wächters, sich am wörtlichsten bis auf unsere Tage im Volksgesang erhalten hat — sie wird ganz fremdartigen Liedern als Schlußstrophe, und zwar mehreren Liedern zugleich, angehängt; und doch ist dieser Zug ingrimmiger Grausamkeit eben nicht deutsch, sondern slavisch.

Fast von gleichem Alter, wie das Lied vom Herrn von Falkenstein und von der Herzogin von Stargard, in gleicher Weise wie diese Lieder allgemein bekannt und gesungen, in mehrfachen Modifikationen und Abschwächungen vorhanden und gleichfalls bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt ist das Lied: Es taget in dem Osten, ursprünglich ein Tage-

lied, welche Liederform weiter unten noch berührt werden wird. Die ältesten bekannten Abfaßungen sind teils niederdeutsch, teils niederländisch (holländisch); die niederdeutsche — jedoch von mir in das Hochdeutsche umgesetzt — ist folgende (vergleiche Uhland I, S. 210, Nr. 95 A):

1. „Es taget in dem Osten,
der Mond scheint überall;
wie wenig weiß mein Liebchen,
wo ich benachten soll,
wie wenig weiß mein Liebchen,
ja Liebchen!

2. Wären das all meine Freunde,
die nun meine Feinde sind,
ich führte sie aus dem Lande,
mein Lieb und Minnelein,
ich führte sie aus dem Lande,
ja Lande!“

3. „All wohin solltet ihr mich führen,
stolz Ritter wolgemeit?
ich liege in Liebes Armen
in so großer Sicherheit,
ich liege in Liebes Armen,
ja Armen.“

4. „Liegt ihr in Liebes Armen?
bei Gott, ihr sagt nicht wahr!
geht hin zu der Linden grüne,
erschlagen liegt er da,
geht hin zu der Linden grüne,
ja grüne.“

5. Das Mägdlein nahm ihren Mantel,
und gieng da einen Gang
all zu der Linden grüne,
da sie den Todten fand,
all zu der Linden grüne,
ja grüne.

6. „Wie liegt ihr hier zerschlagen,
verschmort in eurem Blut!
das hat gethan euer Rühmen,
darzu nur eur hoher Mut,
das hat gethan eur Rühmen,
ja Rühmen.

7. Wie liegt ihr hier zerschlagen,
der mich zu tröſten pflag!
was habt ihr mir nachgelaßen?
so manchen betrübten Tag;
was habt ihr mir nachgelaßen,
ja gelaßen?"

8. Das Mägdlein nahm ihren Mantel
und gieng da einen Gang
all nach ihres Vaters Pforten,
die sie zugeschloßen fand,
all nach ihres Vaters Pforten,
ja Pforten.

9. „Ach ist hierinn ein Herre,
oder ein edel Mann,
der mir diesen Todten
begraben helfen kann?
der mir diesen Todten,
ja Todten –"

10. Die Herren schwiegen stille,
sie machten keinen Laut;
das Mägdlein kehrt sich umme,
und sie gieng weinend aus;
das Mägdlein wandt sich umme,
ja umme.

11. Mit ihren schneeweißen Händen
sie die Erde aufgrub,
mit ihren schneeweißen Armen
sie ihn zu Grabe trug,
mit ihren schneeweißen Armen,
ja Armen.

12. „Nun will mich begeben
in ein klein Klösterlein,
und tragen schwarze Kleider
und werden ein Nönnelein,
und tragen schwarze Kleider,
ja Kleider.“

13. Mit ihrer hellen Stimme
sie ihm die Messe sang,
mit ihren schneeweißen Händen
sie ihm die Schellen klang,
mit ihren schneeweißen Händen,
ja Händen.

Nach unseren jetzigen Begriffen von der Construction eines Gedichtes bleibt es uns unklar, was das Gespräch des Ritters mit seiner Geliebten in den ersten vier Strophen sagen wolle; ja man ist versucht zu fragen, ob es nicht ein Dritter sei, welcher mit dem Fräulein rede, und dann ihr ihres Geliebten blutigen Tod verkündige. Am nächsten läge es, dieses Gespräch für einen Traum zu halten, in welchem die Schreckgestalten der Zukunft mit dem ruhigen süßen Behagen der Gegenwart in Contrast treten, und dem dann mit Strophe 4 durch den Anruf des Wächters ein schreckliches Erwachen folge; indes auch auf diese poetisch gewis vollkommen zuläßige und gerechtfertigte Weise pflegte unser Volk in jener Zeit (14.—15. Jarhundert) nicht zu dichten. Es ist noch eine andere, gleichfalls aus dem 15. Jarhundert stammende, abgekürzte und mehr als die eben angeführte den Charakter einer geordneten Erzälung erstrebende Faßung dieses Liedes vorhanden, nämlich folgende:

1. Es taget in Oesterriche,
die Sonn scheint überall;
so weiß mein wunderschön Lieb,
wohin es mich führen soll.“

2. „Wohin soll ich dich führen,
gut Ritter hochgemeit?

ich lieg an Liebes Armen,
und bin beschloßen drinn."

3. „Und liegst an Liebes Armen,
und bist beschloßen drinn,
es möcht dich wol gereuen,
wenns Jahr ein Ende hat."

4. Das Jahr das hat ein Ende,
die Jungfrau thät einn Gang,
vor ihres Vaters Burge,
da sie den Wächter fand.

5. „Wächter traut Geselle,
tritt her ein Wort zu mir:
ich hab mein Lieb verloren,
das Leid, das klag ich dir."

6. „Hast du dein Lieb verloren,
und klagest mir dein Not,
ich sah ihn nächten spate
zerhauen auf den Tod."

7. „Wächter, du must lügen,
Wächter, du sagst nicht wahr,
ich sah ihn nächten spate
vor meinem Bettlein stehn."

8. „Saht ihr ihn nächten spate
vor eurem Bettlein stehn,
so muß es Gott erbarmen,
daß ichs erlogen müß han."

9. Er nahm sie bei der Hände,
bei ihrer schneeweißen Hand,
er führt sie auf die Straße,
da sie ihn zerhauen fand.

10. Mit ihr schneeweißen Hände
macht sie ihm ein tiefes Grab,
mit ihren heißen Thränen
sie ihm den Segen gab.

Diese Faßung (Mone, Anzeiger 1835 Sp. 455—456) belehrt uns, wenn es für den Kenner der alten Volkspoesie ja noch der Belehrung bedürfte, daß das Gespräch des Ritters mit seiner Geliebten ein wirkliches Gespräch sei, ein volles Jahr vor dem blutigen Tode des Geliebten gehalten, als Todesahnung, welche dann mit Str. 4 (der älteren Recension: Liegt ihr in Liebes Armen) in der Schreckensbotschaft des Wächters in Wirklichkeit umschlägt, ohne daß der Zwischenraum eines Jahres, als ein nur der vom Volksliede stets verschmähten Exposition, nicht der Dichtung angehöriges Moment, irgend erwähnt oder nur angedeutet würde. Dieß Zusammenfließen von Besorgnis, Ahnung, süßer Erinnerung und schreckenvoller Wirklichkeit gibt dem Liede etwas Geheimnisvolles, ähnlich der Ahnung, mit welcher das Nibelungenlied beginnt, und ist von der entschiedensten Wirkung.

Die Umbildungen dieses schönen Liedes sind nicht empfehlenswert; als einfaches Tagelied des 15. Jarhunderts, ohne die in den eben mitgeteilten Liedern erzälte Begebenheit, findet es sich Mone Anzeiger 1838 Sp. 241—242; zu einem Tagelied gemeinster Art des 16. Jarhunderts herabgesunken ist es vorhanden in dem Frankfurter (s. g. Ambraser) Liederbuch von 1582 Nr. 41; etwas poliert findet es sich in Kretzschmers Volksliedern, Nr. 38. Daß es häufig gesungen worden, beweist der Umstand, daß weltliche und geistliche Lieder nach seiner Melodie gedichtet worden sind.

Zur Spracherklärung wird nicht mehr als Folgendes nötig sein. „Wol gemeit“ (Str. 3 des 1. Liedes und Str. 2 des 2. Liedes) bedeutet frölich, tapfer; gemeit ist ein besonders der ritterlichen Poesie des 13.—14. Jarhunderts sehr geläufiges Wort. „verschmort“ (Str. 6 des ersten Liedes) bedeut zusammengesunken, verfallen. „Hände“ in Str. 9 und 10 des 2. Liedes ist nicht Plural, sondern eine regelrechte, jetzt freilich untergegangene Declinationsform des Dativs im Singular.

Verwandt mit diesem Liede ist ein anderes Tagelied, welches in einer aus dem vorigen Jarhundert, vielleicht noch aus dem 17. Jarhundert herrührenden Umgestaltung seit etwa 1750 zu den bekanntesten und gesungensten Volksliedern, namentlich im westlichen Deutschland, gehört hat und noch jetzt gehört. Es verdient dieses Lied, trotz mancher Härten, welche ihm schon im 16. Jarhundert eigen waren und eigen geblieben sind, schon um dieser Verbreitung willen an dieser Stelle Mitteilung, aber auch aus dem Grunde, weil sich an demselben die Umgestaltung der Volkslieder, welche dieselben in verschiedenen Gegenden und im Laufe der Zeit erfahren haben, sehr bestimmt nachweisen und anschaulich machen läßt.

1. „Ich sah den lichten Morgen,
darzu sein hellen Schein;
ich weck sie mit Gesange
die Allerliebste mein."

2. „Ja wer ist dann der Singer,
der mir kein Ruh will lan?
er soll sein Singen laßen,
das sei ihm untersagt!"

3. „Das bin ich, zart schöne Fraue,
sprecht ein gut Wort zu mir
aus eurem rosenfarben Munde,
ob ihr wolt lohnen mir!"

4. „So komm, du Held, herwider,
wann der Tag ein Ende hat!
ich will dir, Held, schon lohnen,
ich lohn dir ob ich mag."

5. Der Held der kam herwider,
er kam eins Theils zu früh:
„sagt mir, mein schöne Fraue,
wo ich mein Pferd hin thu!"

6. „Dein Pferd bind an ein Linden,
da stellt es, Helde, bei!

leg dich an meine Arme,
ruh, Held, eine kleine Weil!"

7. „Nein ich, zart schöne Fraue,
ich mag nicht haben Ruh;
ich bin so sehr verhauen,
rat, schöne Frau, wie ich ihm thu!"

8 „Nun muß es Gott erbarmen,
daß ich nicht bin der Schilde dein!
so wären dir, Held, deine Wunden
nicht so groß und nicht so weit."

9. „Nein ich, zart schöne Fraue!
das müßt ich immer klagen;
ich will sie noch viel lieber
in meinem Leib selbst tragen."

10. Was zog sie von ihrem Haupte?
ein güldnen Umbehang;
sie band dem Held seine Wunden;
wie bald er Ruh empfand!

11. Was zog er ab seiner Hände?
von Gold ein Fingerlein:
„nehmt hin, mein schöne Fraue,
tragts durch den Willen mein!"

12. Was soll mir das rote Gold,
so ichs nicht tragen soll
vor Rittern und vor Knechten?
mein Herz ist Traurens voll."

13. Er nahm das selbig Fingerlein,
warfs in des Meeres Grund:
„als wenig du wirst gefunden,
so wenig wird mein Herz gesund."

14. Was zog sie aus ihrer Scheide?
ein Meßer von Gold so rot;
sie stach ihrs durch ihr Herze,
aus großer Lieb thät sie ihr selbst den Tod.

15. Nun fleuß, nun fleuß, du Blut so rot,
fleuß in des Meeres Grund!
es leben nimmermehre
zween rosenfarbe Mund.

Auch dieses Lied ist in seinem Kern unzweifelhaft historisch: ein Ritter, welcher nach alter Minnesängerart vor der Burg seiner Geliebten singt, wird auf den Abend vertröstet, hat aber unterdes mit seinen Feinden einen schweren Kampf zu bestehen. Todwund kehrt er mit dem sinkenden Tage, noch vor der verabredeten Zeit, zu seiner Geliebten zurück; diese verbindet ihn mit ihrem goldgestickten Ueberwurf, und er reicht ihr den Trauring. Doch das Fräulein weist den Ring zurück, weil sie doch nicht öffentlich des Todwunden und Sterbenden eheliches Gemal werden kann. Da wirft der Ritter, als Zeichen der Trennung von Liebe und Leben, den Ring in das Meer, und stirbt; das Fräulein aber gibt sich selbst den Tod, und das vereinigte Blut der beiden Liebenden strömt dem Meere zu. Der Selbstmord ist eine Härte, welche in älteren Zeiten im Volksliede nicht vorkommt, eine Uebertreibung, welche warscheinlich der ältesten Form dieses Liedes, das sonst auf Verhältnisse des 12.—13. Jarhunderts zurück weist, gar nicht eigen gewesen und erst im 16. Jarhundert hinzugesetzt worden ist.

Eine zweite Recension desselben Liedes, eine fragmentarische Bearbeitung der ersten, ist folgende (Uhland, I, S. 164 B.):

1. „Es ist der Morgensterne,
er leucht mit hellem Schein;
er weckt uns mit seinem Gesange
von dem Allerliebsten mein.

2. Wer ist, der da singet?
er mag sein Singen wol lan:
ob ihm etwas widerführe,
er müßt ihms warlich han.“

3. „Ob mir etwas widerführe,
feins Lieb, was hülf dich das?
hab ich durch deinen Willen
gesungen ein lange Nacht."

4. „Hast du durch meinen Willen
gesungen ein lange Nacht,
ich will dirs wol verlohnen,
du edler Jüngling zart."

5. „Alde! ich soll mich scheiden
von der allerliebsten mein,
mein Rößlein will nimmer leiden,
wo soll ich mein Roß hin thun?"

6. „So bind dus auch wol ane,
wol an den grünen Zweig!
so leg dich an mein Bettlein!"
Der Knab war seuberleich:

7. „Ich kann und mag nicht schlafen,
ich kann nicht frölich sein;
ich bin verwundet sehre
wol durch den Willen dein."

8. „Bist du verwundet sehre
wol durch den Willen mein,
ich will dirs laßen heilen,
du edler Jüngling fein!"

9. „Alde! ich soll mich scheiden
von der Allerliebsten mein;
mein Rößlein will nimmer bleiben,
alde! ich reit von dir."

In dieser, verglichen mit der ersten, viel geringfügigeren Form ist das Lied weit verbreiteter gewesen, als in der ersten. Hier liegt der ganze Accent auf der Trennung der beiden Liebenden, und als Motiv derselben erscheint zwar auch noch wie in dem älteren Liede, die schwere Verwundung des Jünglings, aber sie erscheint nur im Hintergrunde; in den Vor-

dergrund tritt der Unmut des Jünglings darüber, daß das Fräulein ihn so lange habe vergeblich singen laßen und dadurch Ursache seiner Verwundung geworden sei; die Geliebte sucht ihn zwar zu begütigen, aber er wendet sich von der kalten Schönen schließlich für immer ab. Tod und Selbstmord fallen hiernach weg, dagegen taucht in der geschilderten Herzlosigkeit von fern auch der Gedanke der Untreue der Jungfrau auf — kann sie den Geliebten so lange auf seine eigene Gefahr, die sie wol erkennt (Str. 2, 3—4) singen laßen, so fehlt es ihr an der rechten Treue, welche gern selbst Schild für den Geliebten wäre und dessen Wunden auf sich selbst nähme, wie das in dem ersten Liede (Str. 8) so schön gesagt wird. Dieses tiefere Motiv der Trennung, welches nur von fern durchleuchtet, forderte, da die Herzlosigkeit nicht vollständig ausreichend erschien, zu einer weiteren Umarbeitung oder wenn man will: Ergänzung, auf, welche dem Liede, wie wir gleich sehen werden, in späterer Zeit auch geworden ist. Zuvor möge nur bemerkt werden, daß aus dem 16. Jarhundert auch eine holländische Recension des Liedes vorhanden ist, in welcher der Kampf, die Verwundung, mithin auch die Trennung und deren Motive gänzlich weggefallen sind; es ist das Lied zu einem einfachen Tagelied geworden, und fällt somit aus der Klasse von Volksliedern, welche wir gegenwärtig betrachten, völlig aus.

Die vierte Recension des Liedes, die heute noch allgemein bekannte und gesungene, welche zuerst in Jacobis Iris (1776) 5, 134, dann in Herders Volksliedern (1778) 1, 38 aus dem Volksmunde entnommen abgedruckt wurde, muß, wenn gleich jedermann bekannt und zugänglich, der Vergleichung wegen hier aufgeführt werden.

1. Es leuchten drei Sterne am Himmel,
die geben der Lieb ihren Schein;
„Gott grüß dich, schönes Jungfräulein,
wo bind ich mein Rösselein hin?“

2. „Nimm du dein Rößlein am Zügel, am Zaum,
binds an den Feigenbaum,
setz dich eine kleine Weil nieder,
mach mir eine kleine Kurzweil.“

3. „Ich kann und mag nicht sitzen,
mag auch nicht lustig sein,
mein Herz möcht mir zerspringen,
feins Lieb, von wegen dein.“

4. Was zog er aus seiner Taschen?
ein Meßer, war scharf und spitz;
er stachs seiner Liebsten ins Herze,
das rote Blut gegen ihn spritzt.

5. Und da ers wieder heraußer zog,
vom Blute war es so rot.
„Ach reicher Gott vom Himmel,
wie bitter wird mir der Tod!

6. Was zog er ihr ab vom Finger?
ein rot Goldringelein;
er warf es ins fließende Waßer,
es gab seinen hellen Schein.

7. „Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein,
bis in die tiefe See!
mein Feinslieb ist mir gestorben,
nun hab ich kein Feinslieb mehr!“

[8. So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
thut wunderselten gut;
das haben wir beide erfaren,
was falsche Liebe thut.]

Diese Abfaßung wendet die Ursache der Trennung der Liebenden, welche in dem ersten Liede in die Todeswunde, in dem zweiten Liede andeutend in die Gesinnung des Mädchens, in dessen Herzenskälte gelegt war, entschieden gegen das untreue Mädchen. Zwar wird, da dieses Lied die starken Sprünge des Volksliedes mit den älteren Abfaßungen gemein

hat, die Untreue nicht ausdrücklich berichtet — sie ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang, und nur eine spätere nicht ursprüngliche Strophe (So gehts, wenn ein Mädchen ꝛc.) bringt diese Erklärung nach. Die Färbung wird durch den an der Ungetreuen vollzogenen Mord weit greller, so, wie es die Volksdichtung der älteren Zeit nicht gestattet haben würde. Auf der andern Seite ist nicht nur der Charakter eines Tageliedes völlig verblichen, kaum daß noch die „drei Sternlein“ von ferne daran erinnern, sondern es ist auch der in den ältesten Recensionen schärfer ausgeprägte historische Charakter hier fast völlig verwischt.

Eine fünfte, erst in der neuesten Zeit entstandene Abfaßung, die man jedoch nur als eine Entstellung bezeichnen kann, ist folgende am Rheine nicht unübliche (Altrheinländische Mährlein und Liedlein 1843 S. 40):

1. Es kann uns nichts Schöners erfreuen,
als wenn der liebe Sommer ankömmt,
dann blühen die Rosen im Garten,
Soldaten marschieren ins Feld.

2. Da kam ich nun weit in die Fremde,
da sehnt ich mich wieder nach Haus:
„ach wär ich zu Hause geblieben,
und hätte gehalten mein Wort!“

3. Und als ich nun widrum kam heime,
Feinsliebchen stund hinter der Thür:
„Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
von Herzen gefallest du mir!“

4. „Was brauch ich dir denn zu gefallen?
ich habe schon längst einen Mann,
dazu einen hübschen und feinen,
der mich beschützen kann.“

5. Was zog er aus seiner Taschen?
ein Meßer war blank und war spitz.
Er stachs seiner Liebsten ins Herze,
das rote Blut gegen ihn spritzt.

6. Und als er es wieder heraußer zog,
vom Blute war es so rot;
„ach großer Gott im Himmel,
wie bitter wird mir der Tod!“

Dieses Lied läßt nun beide, den Jüngling und das Mädchen, untreu werden, und die Herbigkeit des Mordes wird dadurch bis zum Unsinn und zur Brutalität gesteigert. Von wirklicher Poesie ist in diesem Liede kaum noch eine Spur zu entdecken, wie denn die sämtlichen Abfaßungen unseres Liederstoffes ein allmäliches aber sehr merkliches Sinken der poetischen Kraft bekunden, und wie überhaupt an dem jetzigen Volkslied allein die wahre maßgebende Gestalt des Volksliedes unmöglich erkannt und erlernt werden kann.

Uebrigens ist die Melodie dieses unseres Liedes sicherlich eine alte, eine der schönsten aller noch jetzt gesungenen Volksmelodieen, und schon Herder sprach sich über dieselbe dahin aus, daß sie „das Helle und Feierliche eines Abendgesanges habe, wie unter dem Licht der Sterne“; auch machte Herder bereits auf die „kühne, schrecklich fortschreitende Handlung“ des Liedes aufmerksam.

Zu den vorzüglicheren Liedern dieser Kategorie gehört ein aus dem Exemplar der „Bergreihen“ (1547), welches Friedrich Nicolai besaß, in dessen „feynen kleynen Almanach“ 1777 S. 122 f. übergegangenes Lied, welches Uhland 1, 207 f. No. 94 unter dem Titel „die Lilien“ abgedruckt hat.*)

1. Es reit ein Herr und auch sein Knecht
wol über ein Heide die was schlecht, ja schlecht,

*) Nicolai gab dem schönen Liede eine frech höhnende Ueberschrift: „Eyn klegliche Mordgeschichte, von eym Herrn, der wz tot“, und der Melodie eine gleiche, nicht minder höhnende: „Seer kleglich vnndt stönend“, womit derselbe seine nicht nur völlig unpoetische Natur, sondern auch seine niedrige Gesinnung deutlich genug an den Tag legt.

und alles was sie redten da,
was alles von einer wunderschönen Frauen, ja Frauen.

2. „Ach Schildknecht, lieber Schildknecht mein,
was redst von meiner Frauen, ja Frauen,
und fürchtest nicht mein braunen Schild?
zu Stücken will ich dich hauen
vor meinen Augen.“

3. „Euern braunen Schild den fürcht ich klein,
der lieb Gott wird mich wol bhüten, behüten.“
Da schlug der Knecht sein Herrn zu Tod,
das geschah um Fräuleins Güte, ja Güte.

4. „Nu will ich heim gen landwärts ein,
zu einer wunderschönen Frauen, ja Frauen;
ach Fräulein, gebt mirs Botenbrod!
eur edler Herr und der ist todt,
so fern auf breiter Heide, ja Heide.“

5. „Und ist mein edler Herre todt,
darum will ich nicht weinen, ja weinen;
den schönsten Bulen den ich hab,
der sitzt bei mir daheime
mutteralleine.

6. Nun sattel mir mein graues Roff!
ich will von hinnen reiten, ja reiten.“
Und da sie auf die Heide kam,
die Lilien thäten sich neigen
auf breiter Heide.

7. Auf band sie ihm sein blanken Helm
und sah ihm unter sein Augen, ja Augen:
„Nun muß es Christ geklaget sein,
wie bist du so sehr zerhauen
unter dein Augen!

8. Nun will ich in ein Kloster ziehn,
will den lieben Gott für dich bitten, ja bitten,
daß er dich ins Himmelreich wöll lan,
das gscheh durch meinen Willen!
schweig stille!

Es ist ein Lied von der Untreue, welche lange Zeit mit sich ein lüsternes, aber wie sie sich einredet, ungefährliches Spiel getrieben hat — daß aus dem lockeren und lockenden heiteren Spiel furchtbarer Todesernst werden könne, hat sie sich nicht gesagt. Die Frau ist untreu, doch berührt die Untreue eigentlich nur die Oberfläche des Herzens: es ist mehr ein Irrlicht, von dem sie verlockt wird, und welchem sie vorwitzig und übermütig folgt, als daß es eine Flamme wäre, welche aus dem Innersten ihrer Seele, aus des Tiefe ihres Herzens, herausschlüge. Als ihr der Tod ihres Gatten durch den Mörder, den von dem Geliebten bestochenen treulosen Diener seines Herrn, verkündigt wird, ist allerdings das erste Gefühl das der Befriedigung, nun ihrer Neigung folgen zu dürfen; das zweite ist das der alten, wenn auch jetzt nur noch äußerlichen Anhänglichkeit an den Todten — sie will wenigstens sehen, was geschehen ist. Aber als die Ungetreue der Todesstätte nahe kommt, als sie über die Heide reitet, auf welcher der verratene Gatte um ihretwillen erschlagen liegt, da treten die Gestalten des Todes ernst an sie heran: Laub und Gras und Blumen sehen ihr anders aus als sonst, die Lilien neigen sich und klagen sie an. Und als sie zu der Leiche des Ermordeten kommt, muß sie sein Angesicht, das einst liebe, jetzt vom Mordstahl entstellte Angesicht, noch einmal sehen — sie bindet ihm den Helm ab und schaut in die erloschenen Augen. Da ist sie geheilt von ihrer Krankheit, von der Untreue, wenn gleich zu spät, bekehrt: tiefer Schmerz um den, der um ihretwillen, durch ihre Schuld gefallen ist, erfüllt ihre reuige Seele, und sie zieht sich büßend zurück in die Einsamkeit eines Klosters. Dieses Gedicht von eigentümlicher Schönheit ist vorzüglich geeignet, die wahre Natur des Volksliedes zur Anschauung zu bringen: die Gemütszustände der handelnden Personen, die Motive der Handlungen und Zustände, insbesondere die Sinnesänderung der Frau, werden gar nicht erwähnt, die Sinnesänderung wird

nicht einmal angekündigt; es wird nur die einfache Thatsache erzält, und dem Hörer überlaßen, die Zwischenglieder hinzuzudichten. Diese Teilnahme an dem Schaffen des Dichters, dieses Mitdichten, welches auf diese Weise dem Hörer angesonnen wird, kann nur in Zeiten einer gleichmäßig und allgemein verbreiteten dichterischen Erregung stattfinden; der Zuhörer oder Leser steht auf diese Weise dem Dichter im Range gleich, wogegen wir, die wir uns von unseren Dichtern alles vorsagen laßen — auch wol vorgesagt haben wollen — unsern Dichtern gegenüber uns in einer weit ungünstigeren, nicht nur weit prosaischeren, sondern gleichsam schülerhaften Stellung befinden.

Str. 1, 2 ist „schlecht" so viel wie eben, und Str. 3, 4 bedeutet „Güte" Schönheit. Diese Ausdrücke, so wie manches Andere, z. B. der braune Schild, ja die Haltung des Ganzen, scheinen dem Liede seinen Ursprung noch im 15. Jarhundert anzuweisen.

Bedeutend jünger, nämlich nicht vor den letzten zehn Jahren des 16. Jarhunderts entstanden, ist folgendes, ursprünglich wol eigens historisches, Lied, welches später verallgemeinert und in dieser jüngeren Faßung zu einem der bis auf diesen Tag bekanntesten Lieder geworden ist.

1. Es waren drei Soldaten,
sie waren gar junge Blut;
sie hatten sich ein wenig vergangen,
der Marschalk nahm sie gefangen,
gefangen bis zu dem Tod.

2. Einen Wagen thät man rüsten,
ein Wagen den rüst man zu,
darauf thät man sie führen
von Ringelrod bis gen Düren,
gen Düren wol in den Thurn.

3. Man legte sie hart gefangen,
verschloßen mit Riegel und Thür.

Die Knaben die stunden in Trauren,
sie ruften aus den Mauren,
daß Gott ihr Helfer wär.

4. Das erhört ein wackers Mägetlein,
hätt einen Gefangenen lieb;
sie gieng mit Schreien und Weinen
gen Düren wol über die Steine
hin zu dem tiefen Thurn.

5. „Knabe, wenn ich dich los bäte,
was würdest du darnach thun?
so zögest du aus dem Lande,
ließest mich brauns Mägdlein in Schande,
in großen Trauren stehn."

6. „Ach nein, du wackres Mägetlein,
das wollte ich ja nicht thun;
ich wollte dich nehmen und trauen
zu einer ehelichen Hausfrauen,
mein eigen solltest du sein."

7. Das Mägetlein wand sich umme,
und gieng mit Weinen darvon,
sie gieng mit Schreien und Weinen
zu Düren über die Steine
vor des Oberamtmanns Haus.

8. „Ach Amtmann, lieber Herr Amtmann,
ich hab eine Bitt an euch:
ihr wollt meiner in Gnaden gedenken,
ein gefangnen Soldaten mir schenken,
der soll mein eigen sein."

9. „O nein, du wackres Mägetlein,
das kann doch nicht gesein;
der junge Soldat muß sterben,
kann er Gottes Gnad erwerben,
das wär seiner Seelen Speis."

10. Das Mägetlein weinet sehre,
bat mit traurigem Mut:

„O Amtmann, lieber Herre,
wollt mir die Bitt gewähren,
schenkt mir den Soldaten gut.“

11. „Maidlein, du hast vernommen,
es kann und mag nit sein:
der jung Soldat in Banden
hat gestift viel Jammer und Schande,
drum muß er des Todes sein.“

12. Das Mägetlein wandte sich umme
und weinet gar bitterlich;
sie gieng mit Weinen und Kummer
zum tiefen Thurn besunder;
hört, was sie trug mit sich!

13. Sie trug an ihrem Aermelein
ein Hemmetlein das war weiß,
das schenkt sie mit Aeugleinnetzen
dem jungen Soldaten zur Letze,
zu seines Todes Schweiß.

14. Was zog er von seiner Hande?
von Gold ein Fingerlein:
„das nimm hin, mein Allerliebste,
von mir jetzt zu der Letze,
darmit gedenke mein!“

15. „Ja, wann das Ringlein wird brechen,
wo soll ich die Stücklein hin thun?“
„Schleuß du sie dann in dein Kisten,
auf daß niemand mehr wiße,
wo es hinkommen sei.“

16. Wer ist, der uns das Liedlein sang,
so frei gesungen hat?
das thät ein ehrlicher Ritter,
sah des jungen Soldaten Tod bitter,
und half auch ihm zum Grab.

17. Hiemit thu ich beschließen
das Liedlein auf dieses Mal.

Gott wöll sein Gnad thun senden
und helfen zum seligen Ende
uns Christen allzumal. Amen.

Die vorstehende Faßung (aus dem Jahr 1620, Hoffmann Findlinge 1, 251) ist gegen die erste niederdeutsche (Uhland 1, 542) schon etwas verallgemeinert; die neuere Recension hat wieder mehrere Variationen, von denen die ältere zuerst von Elwert (Ungedruckte Reste deutschen Gesanges 1784, S. 117), daraus im Wunderhorn (1, 48), im „Teutschen Liederbuch für Hochschulen" 1823 S. 439 und dann öfter abgedruckt worden ist; eine der gewöhnlichsten Formen ist folgende:

1. Es waren einmal drei Reiter gefangen,
dazu ein junges Blut;
sie wurden gefangen und geführet,
keine Trommel ward dabei gerühret
im ganzen römischen Reich.

2. Und als sie auf die Brücke kamen,
was begegnet ihnen allda?
ein Mägdlein jung von Jahren,
hatte nicht viel Leid erfahren:
„geh hin, und bitt du für uns!"

3. „Und wenn ich für euch bitten thu,
was hülfe mich denn das?
ihr zieht in fremde Lande,
laßt mich armes Mägdlein in Schande,
dazu in Herzeleid."

4. „Ach nein, ach nein, schöns Mägdelein,
das kann und soll nicht sein;
ich will dich laßen trauen
zu einer ehrlichen Frauen,
ich will dich nehmen zur Eh."

5. Das Mägdlein sah sich um und um,
groß Trauren kam sie an;

sie gieng wol fort mit Weinen,
bei Straßburg über die Steine,
wol vor des Hauptmanns Haus.

6. „Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Hauptmann,
ich hab eine Bitt an euch:
wollet meiner Bitte gedenken,
und mir die Gefangnen los schenken,
dazu mein eignen Schatz.

7. „Ach nein, ach nein, schöns Mägdelein,
das kann und darf nicht sein;
die Gefangnen müßen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
dazu die Seligkeit."

8. Das Mägdlein sah sich um und um,
groß Trauren kam sie an,
sie gieng wol fort mit Weinen
zu Straßburg über die Steine,
wol vors Gefangnen-Haus.

9. „Guten Tag, guten Tag, Herzgefangner mein,
es kann und mag nicht sein!
ihr Gefangnen, ihr müßet sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
dazu die Seligkeit."

10. Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
ein Hemd so weiß wie Schnee:
„Sieh da, du Hübscher und du Feiner,
du Herzallerliebster und du meiner,
das soll dein Sterbekleid sein."

11. Was zog er von dem Finger sein?
ein goldnes Ringelein:
„sieh da, du Hübsche und du Feine,
du Herzallerliebste und du meine,
das soll dein Denkmal sein!"

12. „Was soll ich mit dem Ringlein thun,
wenn ichs nicht tragen darf?"

„Leg dus in Kisten und Kasten,
laß es ruhen, laß es risten und rasten,
bis an den jüngsten Tag."

13. „Und wenn ich über den Kasten komm
und schau das Ringlein an,
da darf ichs nicht anstecken;
das Herz möcht mir zerbrechen,
daß ichs nicht ändern kann."

Die Scene mit dem Ringe erinnert sehr deutlich an das vorher aufgeführte Lied „Ich sah den lichten Morgen", wo die Gabe und die Ablehnung des Ringes einen bestimmteren Sinn hat, als hier, und vollends in der Entstellung, welche der Scene in „Es stehen drei Sternlein am Himmel" angethan worden ist. Sonst aber trägt gerade die jüngere Abfaßung unseres Liedes ein anerkennenswertes episches Gepräge: es werden, wo dieselbe Veranlaßung eintritt, dieselben Worte gebraucht (Strohe 5—9), ein aus dem Homer wie aus dem deutschen Epos bekannter Gebrauch, welcher den objectiven Gehalt und den festen Schritt des Epos charakterisiert, während die Kunstdichtung bemüht ist, Begebenheiten, welche sich wiederholen, jedesmal in anderen, neuen Formen zu berichten, neue Wendungen zu e r f i n d e n, was eben im Epos und Volkslied nicht statthaft ist.

Die Melodie dieses Liedes ist eine sehr lebhafte und singbare; Holtei erkannte dies gar wol, und verwendete sie deshalb 1828 für das „Mantellied" in seiner Lenore, welches dieser Melodie länger als zehn Jahre seine ungemeine Verbreitung zu danken hatte, wiewol dasselbe sich an poetischem Gehalt mit unserem Liede weitaus nicht meßen kann, und jetzt bereits fast völlig vergeßen ist, während unser Lied, in jenem Zeitraum über das Mantellied fast vergeßen, wieder aufgetaucht ist und wahrscheinlich sich noch lange erhalten wird.

Von den neueren Volksliedern dieser Gattung möge nur eins erwähnt werden:

Die Müllerstochter.

1. Jener Müller wollt zusehen,
was in seiner Mühl geschehen:
die Mühl die thut so stille stehn,
als ob niemand drinnen wär.

2. Die Mutter steht wol in der Kammer,
und schlägt beide Händ zusammen:
„wir haben ein einziges Töchterlein,
wie bald wird sie des Todes sein!“

3. „Frau, schweig still um Gotteswillen!
bald wird sich mein Traum erfüllen:
wir haben sie gekränzet mit Rosmarein,
weil sie soll Braut und Jungfrau sein.“

4. „Durch das Waßer bin ich gangen,
und das Rad hat mich gefangen;
ihr sollt mit mir zu Grabe gehn,
wie's thut einer Braut anstehen.

5. Dort oben im Himmelsgarten
da thut mein Bräutigam mich erwarten;
dort oben in der Ewigkeit
da steht mein Brautbett schon bereit.“

Offenbar ruhet auch dieses Lied auf einer wahren Begebenheit, und es wurde sogar, als das Lied um das Jahr 1830 in meiner Heimatgegend auftauchte (viel älter ist es sicherlich nicht), die Ortschaft ganz bestimt bezeichnet, in deren Mühle sich das Ereignis zugetragen habe, was sich auf angestellte Nachfrage als irrig erwies. Das Lied verbreitete sich von 1830—1840 schnell in sehr weiten Kreißen: es wurde am Rhein, in Franken, in Schlesien gesungen, und in Hessen war es eine Reihe von Jahren das vor allen andern Liedern beliebte, ja die andern Lieder in den Hintergrund

drängende Lied. An streng epischem Charakter und kühnen Uebergängen ist es übrigens den besten Erzeugnissen der alten Zeit verwandt. So viel ich weiß, ist es in sämtliche nach dem Jahr 1850 erschienene Volksliedersammlungen (von Erk, v. Ditfurth, Simrock, Mittler, Scheerer) aufgenommen worden.

Im Geiste der Volkslieder dieser Kategorie ist Uhlands Lied gedichtet: „Es ritten drei Bursche wol über den Rhein, bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein". Dieses Gedicht ist in so hervorragender Weise volksmäßig, daß wir ihm überhaupt nur sehr wenig, ja außer Hoffmanns volksmäßigen Liedern fast nichts, an die Seite zu stellen haben; freilich ist es auch das einzige Gedicht Uhlands in dieser Art, und von diesem Werte zugleich. Entstanden ist es aus älteren Volksliedern ähnlichen Anfangs und ungefähr gleicher Richtung, und wenn es auch, was namentlich die älteren analogen Lieder unserer Volkspoesie nicht haben, eine Steigerung und Pointe enthält, so ist doch auch diese, sonst der Kunstpoesie angehörige, dem Volkslied fremde Eigenschaft hier in einer Form dargestellt, welche so einfach und wahr ist, daß wir das fremdartige Element darüber völlig vergeßen.

Anhangsweise mögen noch zwei der ziemlich zalreichen, freilich fast nur in der neuesten Volkspoesie vorkommenden Lieder aufgeführt werden, welche nur mittelbar mit den Liedern verwandt sind, die uns eben beschäftigt haben, indem sie nicht eine Begebenheit, sondern nur das Bild einer solchen darstellen: Lieder der Todesahnung und der Todestrauer.

1.

1. Ich hab die Nacht geträumet
wol einen schweren Traum:
es wuchs in meinem Garten
ein Rosmarienbaum.

2. Ein Kirchhof war der Garten,
ein Blumenbeet das Grab,
und von den schönen Bäumen
fiel Kron und Blätter ab.

3. Die Blumen thät ich sammeln
in einen goldnen Krug:
der fiel mir aus den Händen,
daß er in Stücke schlug.

4. Draus sah ich Perlen fließen
und Tröpflein rosenrot:
was mag der Traum bedeuten?
ach Liebster, bist du todt?

2.

1. Ich gieng einmal spazieren,
spazieren in den Wald,
da fand ich ein Brünnchen,
das Waßer war kalt.

2. Ich setzte mich nieder,
wol auf meine Knie
und hörte den Grünewald-
Vögelchen zu.

3. Ich möchte wol wißen,
obs wahr wol wär,
daß mir mein Schätzchen
gestorben wär.

4. Und wenn denn mein Schätzchen
gestorben wär,
wie lange sollt ich
in Trauren dann gehn?

5. „So lange sollt du
in Trauern nun stehn,
bis daß alle Waßer
zu Ende ja gehn.“

6. Und alle die Waßer
vergehen ja nicht,
so nimmt auch das Trauren
kein Ende ja nicht.

Die Lieder und Liederstoffe, welche bisher Gegenstände unserer Betrachtung gewesen sind, vorzugsweise die der letzten Abteilung — die historischen Lieder im weitesten Sinn — sind es, welche, in unsere moderne Kunstpoesie herüberverpflanzt, den Namen Romanzen und Balladen erhalten haben. Unter diesem Namen denkt man sich heut zu Tage nicht etwas Bestimmtes, nicht ein durch die Sache selbst, durch Form oder Inhalt oder durch beides fest abgegrenztes Gebiet der Poesie, vielmehr ist es der Willkür überlaßen, sich etwas Beliebiges unter diesen Ausdrücken zu denken, wie es ja überall mit Bezeichnungen zu gehen pflegt, welche, aus ihrem eigentlichen Boden ausgerißen, auf Verhältnisse übertragen werden, denen sie ursprünglich ganz fremd sind. Die Theoretiker der Poesie haben sich deshalb völlig vergeblich an den Definitionen von „Romanze" und „Ballade" abgemüht, und bald aus Bürgers, bald aus Schillers, bald aus Goethes Gedichten die charakteristischen Merkmale der einen und andern Dichtungsform abzuleiten versucht, ohne zu einem befriedigenden Resultate gelangen zu können; kaum steht so viel fest, daß beide, Romanze und Ballade in das Gebiet der erzälenden lyrischen Poesie gehören, der Unterschied zwischen ihnen bleibt nebelhaft und schwankend. Die Theorie kann hier, wie freilich auch sonst, ihrer Natur nach zu festen Ergebnissen nicht gelangen; diese werden allein von der Geschichte der Dinge gewährt.

Die auf spanischem Boden entstandene Romanze bedeutet ihrem Wortsinne nach nichts anderes, als ein Lied in der Volkssprache, der romanischen, im Gegensatze gegen die Bücher- und Gelehrtensprache, die eigentlich römische, das heißt lateinische Sprache; ein Volkslied der Romanen, natürlich: in ihrer Sprache ist eben eine Romanze. Auf den Inhalt kommt es dabei nicht an, dieser wird durch den Namen keineswegs gekennzeichnet oder bestimt, doch sind die ältesten Volkslieder der Spanier wie der Deutschen und der Slaven

historischen, wenigstens sagenmäßigen Inhalts, sie sind epische Volkslieder, wie z. B. diejenigen, welche die Geschichte des Campeodor, des Cid erzälen. Lächerlich ist es also, unsere deutschen Volkslieder im Ganzen und als solche Romanzen nennen zu wollen, wie freilich oft genug geschehen ist. Im Anfange jedoch, als der Ausdruck Romanze bei uns aufkam, geschah dies nicht, vielmehr verstand man unter Romanze ein nach dem modernen Styl umgebildetes Volkslied historischen Charakters, ein „verfeinertes" Volkslied, unter dieser Verfeinerung aber ein solches (historisches) Volkslied, welches nach dem Styl der mehr in das Breite gehenden erzälenden Lieder der romanischen Völker umgeformt und mit dem Schmucke der modernen Kunstpoesie bekleidet war. Als Grundlage dieser „verfeinerten Volkslieder" betrachtete man indes nur die letzten, zur Plumpheit herabgesunkenen Ausläufer des historischen Volksliedes, welche in Deutschland fast nur Mordthaten, in Frankreich vorzugsweise spukhafte Schauererzälungen, beide meist in greller, ja crasser Weise vorgetragen, zum Gegenstande hatten. Das wirkliche historische Volkslied war vergeßen, oder, wo ja noch eine Erinnerung daran vorhanden war, wurde es den ungefügsten Marktsängereien und Bänkelsängerliedern gleichgestellt. „Die Romanze — so äußerte sich einer der stimmführenden Theoretiker des vorigen Jarhunderts, Vetterlein — ist aus der alten Mordgeschichte als aus ihrem rohen Anfang, mit Hülfe des geläuterten Geschmacks und der echten poetischen Kunst entstanden". Vorzugsweise verlangte man, wenn schon nicht ganz allgemein, für die Romanze solche Erzälungen, deren Gegenstand eine „rührende" Begebenheit war: es ging diese Forderung zwar zunächst aus der thränenreichen Sentimentalität von 1760 bis 1780 hervor, war jedoch in gewisser Hinsicht nicht ganz unrichtig, da eben unsere älteren Volkslieder, namentlich die der dritten Kategorie, welche wir zuletzt betrachteten, vorzugsweise Kampf und Tod, Lieb und Leid des alten großen Volksepos in kleineren Bil-

dern wiedergeben. Was es übrigens mit jenem „geläuterten Geschmack“ und jener „echten poetischen Kunst“ auf sich habe, werden wir bald sehen.

Ballade ist italienisch, wie Romanze zunächst spanisch, und bezeichnet wörtlich ein Tanzlied, wie wir deren auch bei unseren Minnesängern in reichlicher Anzal unter der Bezeichnung »ein tanzwîse« antreffen. Der ursprüngliche Inhalt der italienischen Balladen war, wie der Inhalt der deutschen tanzwîsen, heiter, scherzhaft, vorwiegend erotisch; oft waren es kleine Liebesgeschichten, erotische Anekdoten, welche in den Balladen besungen wurden. Das Element des Volksmäßigen ist also auch hier allerdings vorhanden; an und für sich aber sind Romanze und Ballade von Grund aus verschieden, verschieden wie die Völker, denen sie ursprünglich angehören: Romanze repräsentiert die objective, Ballade die subjective Dichtung. Zu uns ist jedoch der Name Ballade nicht unmittelbar, wie der Name der Romanze, gedrungen. Längst vor uns hatten sich die Engländer des italienischen Namens Ballade fast in dem Sinne bemächtigt, in welchem wir uns der spanischen Romanze bemächtigten, um nämlich mit demselben ihre, meist kunstmäßig umgestalteten älteren historischen Volkspoesieen zu bezeichnen. Von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Ballade blieb mithin nur das allgemeine Moment des erzälenden Gedichtes übrig. In dieser neuen Bedeutung, welche demnach ganz mit der moderndeutschen Bedeutung der Bezeichnung Romanze zusammentraf, kam das Wort von den Engländern mit ihren Gedichten zu uns herüber, und die ersten Nachahmungen der altenglischen und schottischen erzälenden Gedichte erhielten den Namen Ballade. Da diese englischen Poesieen gröstenteils einen ernsten, tragischen, zuweilen düstern und schauerlichen Charakter tragen, so gewöhnte man sich daran, unter Ballade vorzugsweise ein solches erzälendes Gedicht zu verstehen, in welchem das Ernste,

ja das Düstere und Schauerliche vorwalte. Es war eine seltsame Laune des poetischen Geschickes, aus einem kleinen heitern Tanzliede ein Schauerstück zu machen! So weit beide Dichtungen, Romanze und Ballade, nun auch ihrem Ursprunge nach von einander entfernt sind, so sind sie doch in ihrer Anwendung innerhalb der deutschen Poesie nicht, weder im Stoff noch in der Form, von einander verschieden, und die modernen Bearbeitungen unserer Volksliederstoffe führen beide Namen ohne Unterschied, wie denn z. B. Bürger in seinen Briefen an Boie über die Lenore sagt: „er habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört.“ Willkürlich bis zur Verkehrtheit ist es, wie in der allerneuesten Zeit versucht worden ist, alle erzälenden Gedichte Balladen, und Romanzen diejenigen nennen zu wollen, welche die Empfindungen schildern, zu denen eine Thatsache anregt. Hiermit wird das ursprüngliche Verhältnis geradezu umgekehrt.

Die Bearbeitungen historischer — wirklicher oder vermeintlicher oder erfundener, deutscher und französischer oder englischer — Volksliederstoffe, wie dieselben in dem Zeitraum von 1760—1780 häufig vorkamen, gehören insgesamt, nur mit einer einzigen bedeutenden Ausnahme, welche nachher erwähnt werden muß, keineswegs zu den beßern Erzeugnissen unserer damals emporblühenden poetischen Literatur, geschweige denn zu den guten, manche zu den entschieden schlechten Producten, wiewol sie damals Beifall fanden und sogar für wirkliche, wenigstens für die einzig zuläßige, Volkspoesie galten. Von wahrer Volksdichtung waren sie jedenfalls nicht nur das Gegenteil, sondern sogar die Karrikatur derselben. Daß aber solche Misbildungen entstehen konnten, darauf wirkten zwei, in der damaligen geistigen Atmosphäre liegende Elemente, und zwar nach zwei verschiedenen Seiten hin, entscheidend ein.

Auf der einen Seite wirkte die ironisierende Manier Wielands, in welcher er das von ihm selbst dargestellte Leid,

die von ihm selbst geschilderte Freude regelmäßig in den nächsten Zeilen belächelt, verspottet, verhöhnt, in welcher er eigens darauf ausgeht, gerade die tiefsten und wahrsten Empfindungen seiner eigenen Helden als unwahr darzustellen, zum Theil in Verbindung mit der ungeschlachten Seite des Geniewesens, dahin, die Stoffe der erzälenden Poesie, und zwar auch die edelsten und kernigsten Stoffe der Volksdichtung, in ironisch-burlesker Weise zu behandeln, mithin zur widerlichsten Karrikatur herabzuwürdigen. In gemeinspaßhaften, oder beßer: tölpelhaften Redensarten suchte man das Volksmäßige, in einer Verhöhnung des Stoffes durch alberne Uebertreibungen das eigene poetische Verdienst. Dieß war nun nicht etwa die Art und Weise verschrobener und verdorbener poetischer Ingenien, sondern die für diese Dichtungsart von der Theorie im vollsten Ernste aufgestellte Regel. In dem Munde des vorher aufgeführten Gewährsmannes (Vetterlein Chrestomathie 1796 1, 333) lautet dieselbe: „Der wahre Dichter, der einen solchen Stoff, wie ihn die Volkssänger in einem halbbarbarischen Zeitalter ersanden, nach den Regeln der schönen Kunst, die die rauhen Ecken der rohen oder vielmehr der miskannten und verfälschten Natur wegschleift, bearbeiten will, muß zwar den Hauptstoff, nämlich eine abenteuerlich-wunderbare Thatsache beibehalten, aber durch seine Behandlung, durch den halb ernsthaften, halb lustigen Ton, durch Uebertreibung der erzälten Dinge selbst, durch kleine naive Winke &c. zugleich zeigen, daß er sie für das halte, was sie ist, ein ungereimtes Geschichtchen, ein Spiel der Phantasie, das er nur in der Absicht mit Hülfe seines Witzes ausschmücke, um seinen Lesern ein kurzes Vergnügen zu machen, und sie in ernsthaftlachendem Ton an manche nützliche Warheit zu erinnern, nicht aber sie von der Warheit des Factums auch nur einen Augenblick zu überreden. Denn dieß zu wollen, wäre in einem aufgeklärten Zeitalter eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes,

und könnte sogar wesentlichen Schaden stiften". Wir sehen ohne weitere Bemerkung, wie genau diese Regeln auf die Romanzen und Balladen Gleims (1756), Löwens (1762), Schiebelers (1767) und Bürgers zutreffen, oder wie sie vielmehr diesen Gedichten geradezu entnommen sind, um noch in der Blütezeit Goethes und Schillers sich als poetische Gesetze in keckster Weise breit zu machen. Die Romanzen der drei ersteren sind verdienter Weise längst vergeßen: so Gleims Cornelius van der Tyt, so Löwens Hans Robert*), so Schiebelers Pandora und so die Producte einer ziemlichen Anzal von Nachfolgern, die zum Theil mit ihren misgestalteten Romanzen bis in den Anfang des jetzigen Jarhunderts hinein reichen. Bürgers Romanzen aber, welche nicht vergeßen sind, können noch immer als warnende Beispiele dienen, wie man Volksstoffe nicht behandeln dürfe, wie man sie auf leichtsinnige Weise verderben und verzerren könne. Wie bänkelsängerisch täppisch, wie plump ist seine „Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst"! wie wird durch ungeschlachte Possen („herunter, Junker Grobian, herunter von der Mähre, daß ich dich Sitten lehre" u. dgl.) der Eindruck, den die schlicht vorgetragene Erzälung machen könnte und im Original (das Stück ist aus Percys reliques of ancient poetry: the child of Elle) wirklich macht, bis auf die Wurzel vernichtet! Wie hat der Dichter den schönen, edlen Stoff der Weiber von Weinsberg auf das Unbarm-

---

*) Das Gedicht beginnt:

Es lieget tief in Schwabenland
ein alt verwüstet Schloß,
durch Spükereien jetzt bekannt,
und sonst durch Rauben groß.
Es war, so lehrt die Chronik dich —
„Ma Bonne, ach wie fürcht ich mich!"

und so schließt jede Strophe dieses Machwerks mit dem Refrain: „Ma Bonne, ach wie fürcht ich mich".

herzigste durch geschmacklose Späße und triviale Redensarten gemishandelt („so wahr ich lebe! Huckepack"; „und wenns Matthä am letzten ist" u. dgl.), so daß die Begebenheit nicht als eine großherzige That, sondern wie eine armselige Posse erscheint. Ganz aus derselben Verkennung des Volksmäßigen sind auch seine noch weit monströseren Machwerke, „Frau Schnips" und „der Raub der Europa" hervorgegangen; in der Manier des letzterwähnten Stückes hatte übrigens Bürger den schon genannten Schiebeler zum directen Vorgänger, zum Nachfolger aber Blumauer, welcher indes die Travestierung der antiken Mythologie doch auf einen anderen Ton, den rein komischen, zu stimmen verstand.

Auf der anderen Seite unterlagen die Volksstoffe in jener Zeit, 1760—1780, dem Kitzel der Sentimentalität, dem Hange zum Ausmalen der Gefühle, besonders der schmerzlichen und schrecklichen, dem Hange zur Weinerlichkeit („Rührung" genannt), so daß mitunter aus den alten einfachen ernsten Gemälden warhafte Weißbindereien geworden sind. Auch hierzu gibt Bürger ausreichende Belege, z. B. in „Lenardo und Blandine", der aus des Boccaz erster Novelle (Gismonda) geschöpften Ballade, und vor allem in dem widrigsten Producte, welches Bürgers Aftermuse überhaupt erschaffen hat, in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain". Aber es ist nicht Bürger allein, welchen dieser Vorwurf trifft, gute Volksstoffe durch sentimentale Buntmalerei verdorben zu haben, er trifft auch Hölty (in „Adelstan und Röschen"), ja er trifft auch Schiller, freilich in seiner ersten, noch ungeregelten, bandlosen Periode, in der Periode der Räuber. Halten wir einmal gegen sein phrasenhaftes, forciertes, aufdunsenes Gedicht:

Horch! die Kirchenglocken hallen dumpf zusammen,
und der Seiger hat vollbracht den Lauf;
nun so seis denn! nun in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf u. s. w.

das Original der Kindesmörderin, welches aus dem Anfange des 17. Jarhunderts stammt:

1. Joseph, lieber Joseph, was hast du gemacht,
daß du die schön Nannerl ins Unglück gebracht!

2. „Joseph, lieber Joseph, mit mir ists bald aus,
man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus,

3. Zum Schandthor hinaus auf einen grünen Platz,
da wirst du bald sehen, was Lieb hat gemacht.

4. Richter, lieb Richter, richt nur fein geschwind,
ich will ja gern sterben, daß ich komm zu meim Kind.

5. Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
ich will dir verzeihen, das ist Gott bekannt!"

6. Der Fähnrich kam geritten und schwenkt seine Fahn:
„halt mit der schön Nannerl! ich bringe Pardon."

7. Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon todt:
gute Nacht, mein schön Nannerl, deine Seel ist bei Gott.

Es wird nicht schwer sein, zu entscheiden, auf welcher Seite die wahre, natürliche, tendenzlose, auf welcher die unwahre, gekünstelte, Rührung erzwingen wollende Poesie liege.

Dieser verfehlten, die Volkspoesie nur unglücklich nachahmenden, zum Theil nachäffenden Kunstpoesie stellte sich schon der Hainbund, dieser principielle Gegner der Wielandischen Dichtungsweise, namentlich in den Brüdern Stolberg, entgegen, bis endlich diese Dichtungsstoffe ganz und gar an die vollendete, edle Kunstpoesie Schillers und Göthes überliefert wurden. Schiller nannte übrigens seine hierher gehörigen Dichtungen, mit einziger Ausnahme des Kampfes mit dem Drachen, Balladen, in dem oben angegebenen modernen Sinne des Wortes; den Kampf mit dem Drachen aber nannte er Romanze, weil derselbe eine Scene aus dem Rittertum des sogenannten Mittelalters zum Gegenstande hat, und man damals alles, was auf Rittertum und Mittelalter Bezug hatte, ohne Unterschied „romantisch" zu nennen pflegte.

Indes fügt sich zu diesem Gedichte Schillers der Name Romanze auch in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

Eine Ballade jener Zeit (1760—1780) jedoch hat einen eigentümlichen alten volksmäßigen Liederstoff, welchem wir jetzt noch eine kurze Erwägung zu widmen haben, auf ansprechende, im Ganzen angemeßene, ja theilweise warhaft volksmäßige Weise behandelt: Bürgers Lenore. Dieser Liederstoff ist ein mythologischer, und beruht auf der Vorstellung, daß die Todten in ihrer Gruft durch die laute und schmerzliche Wehklage der überlebenden Lieben in ihrer Ruhe gestört, aus dem Grabe hervorgerufen werden: sie erscheinen den Jammernden, um sie mit sich hinabzuziehen in die Kammern des Todes. Die Lieder, welche auf dieser Vorstellung beruhen, behandeln dieselben begreiflicher Weise als eine Begebenheit, und gehören somit noch unter die historischen Lieder im weitesten Sinne; Frau Robinson (Talvj) hat sie Gespensterlieder genannt. Dieser Stoff, den man einen mytholgischen in so weit nennen kann, als sich derselbe in der Heidenwelt ausgebildet hat — denn in letzter Instanz ruht er auf einer sehr ernsten Thatsache: der, welche in der Schrift Alten Testamentes 1 Samuel 28, 12—19 erzält wird — gehört nicht bloß Deutschland, ja nicht einmal der modernen Welt überhaupt an. Schon eine altgriechische, aus Homers Iliade geschöpfte, wenigstens an dieselbe angelehnte Sage erzält von Protesilaus und Laodamia; Protesilaus fiel als der erste der griechischen Helden auf trojanischer Erde; er ließ seine Gattin zurück in übermäßiger Trauer und ein halbfertiges Haus. Der Jammer der Gattin rührte die Götter der Unterwelt so, daß sie dem Helden auf kurze Zeit die Rückkehr zur Oberwelt verstatteten: er kam zurück zu der treuen Laodamia, doch nur um bald zum zweiten Male zu scheiden; jetzt aber zog er die Geliebte sich nach in das Todtenreich. Neugriechische und serbische Sagen und Lieder berichten Aehnliches von der Trauer der Mutter um

ihre Tochter: die todte Jelitza wird in dem schauerlichen Serbenliede von dem todten Bruder Johannes der Mutter zurückgebracht, um die Seele der jammernden Mutter zu sich zu holen. Aehnlich kommt in einem neugriechischen Liede die nach Babylon verheiratete Arete in Gesellschaft ihres Bruders Constantin zur Mutter zurück; die Mutter öffnet den an die Thür klopfenden todten Kindern die Pforte, und ihre Seele fliegt davon, mit den lieben gestorbenen Kindern in das Reich der Todten. In der Edda ist ein Lied von Helgi, dem Hundings-Tödter, enthalten: Helgi ist im Kampfe gefallen, ein Hügel wird als Heldendenkmal über seinem Leichnam errichtet, und Odin nimmt ihn in Walhalla auf. Demungeachtet sieht am Abend die Magd seiner Gattin Sigrun ihn mit den Scharen der gefallenen Helden zum Hügel reiten, in welchem sein Leichnam ruhet. Die Magd berichtet, was sie gesehen, und Sigrun geht hin, sieht ihren Gemahl und fragt: „Wie ist dein Haar, o Helgi, so überschüttet mit Reif? wie bist du, König, so ganz besprengt mit Leichenthau?" „Du bist Ursach, antwortet Helgi, du, Sigrun von Sefafiöll, daß Helgi mit Leidesthau benetzt ist; du, o Goldgeschmückte, weinst grimme Zähren, weinst sonnenglänzende Thränen jedes Abends ehe du schlafen gehst, und jede fiel blutig auf die Brust des Helden, auf die kalte, tief eingegrabene Brust, sie zu drängen mit schwerer Angst." Und Sigrun steigt mit ihm hinab in den Leichenhügel. Dieselbe Sage lebt, wenn auch nach Zeit und Verhältnissen umgestaltet, noch jetzt nicht nur im Norden, in Dänemark, Schweden, Norwegen fort, sondern auch in einem deutschen, noch jetzt im mährischen Kuhländchen gesungenen Liede.

Ein hierher gehöriges dänisches Lied lautet nach der Uebersetzung W. Grimms in den „Altdänischen Heldenliedern" (S. 73):

1. Das war der Ritter Herr Aage:
der ritt zur Insel weit,

verlobte sich Jungfrau Else,
so eine schöne Maid,
verlobte sich Jungfrau Else
mit rotem Golde wert;
darnach am Monatstage
lag er in schwarzer Erd.

2. Da war der Jungfrau Else
ihr Herz von Sorgen wund:
das hörte der Ritter Herr Aage
tief unter schwarzem Grund:
da nahm der Ritter Herr Aage
den Sarg auf seinen Rück,
schwankte zu ihrem Kämmerlein,
ihm selbst ein schwer Geschick.

3. Er klopft an die Thür mit dem Sarge,
weil er keine Haut hatt' an:
„höre du, Jungfrau Else,
thu auf deinem Bräutigam!"
da sprach die Jungfrau Else:
„ich schließ meine Thür nicht auf,
bis du kannst Jesu Namen nennen,
wie du gekonnt sonst auch."

4. „Jedesmal daß du dich freuest
und dir dein Mut ist froh,
da ist mein Sarg gefüllet
mit Rosenblättern rot;
jedesmal du bist voll Sorgen
und dir ist schwer dein Mut,
da ist mein Sarg gefüllet
ganz mit geronnenem Blut.

5. Es kräht der Hahn, der rote,
da will ich fort ins Grab:
ins Grab müßen alle Todten,
da folg ich mit hinab;
schaue du zu dem Himmel
und zu den Sternlein auf:
da kannst du schauen, wie sachte
die Nacht wird ziehen herauf."

6. Das war die Jungfrau Else:
die schaute die Sternlein an;
ins Grab versank der Todte,
gar nimmer sie ihn sah.
Heim gieng die Jungfrau Else,
ihr Herz von Sorgen wund:
darnach am Monatstage
lag sie in schwarzem Grund.

Das deutsche Lied aus dem Kuhländchen ist folgendes (Meinert S. 13; Altdeutsche Blätter 1, 178; Talvj S. 400):

Es hüt't ein Herr sechs graue Ross
auf einem wüsten Kirchenhof;
er hüt't den Kirchhof auf und ab,
bis er kommt zu seines Vorwirts Grab.

„Wer hüt't mein Grab und zertritt mein Grab,
wer hüt't mir alle Gräslein ab?
wer lebt mit meinem jungen Weib?
und wem gehört ihr stolzer Leib?
wer zieht mir meine Waislein auf
mit Rut und auch mit Geissel scharf?"

„Ich zieh dir deine Waislein auf
mit Rut und nicht mit Geissel scharf;
ich leb mit deinem jungen Weib
und mir gehört ihr stolzer Leib."

„Und du, wenn du kommst zu ihr heim,
sag ihr, sie soll mir bringen
ein ausgetrocknet Hemde;
das erst' ist mir geworden so naß;
was weint sie immer, was thut sie das?"

Und wie der Herr nun heime kam,
sah er seine Frau gar sauer an:
„du sollt deinm Vorwirt bringen
ein ausgetrocknet Hemde;
das erst' ist ihm geworden so naß;
was weinst du immer, was thust du das?"

„Und wüßt ich nur, das wäre wahr,
ich ließ ihm gleich ausschneiden
einen Kittel von weißer Seiden!“
Die Schöne nahm ihren Rocken,
sie gieng ans Grab anklopfen:
„thu auf dich, auf dich, Erdenkloß,
und laß mich hinunter auf seinen Schoß!“

„Was willst du denn hier unten thun?
da unten hast du keine Ruh!
da unten darfst du nicht backen,
da unten darfst du nicht waschen,
da unten hörst du keinen Glockenklang,
da unten hörst du keinen Vogelsang,
da unten hörst keinen Wind nicht wehn,
da unten siehst keinen Regen nicht sprähn.“

Da kräht die erste Himmelstaub:
die Gräber thun sich alle auf;
die Schöne stieg zu ihm hinunter.
Da kräht das andre Höllenhuhn:
die Gräber thun sich alle zu,
die Schöne muß unten bleiben.

In der Form, in welcher dieses Stück von Meinert mitgeteilt ist und hier erscheint (die Absätze sind völlig unerheblich und sollen nur der leichtern Uebersicht im Lesen dienen), scheint es ein Spruch, nicht ein Lied zu sein. Es verhält sich indes damit, wie mit manchen Volksliedern der Neuzeit (vgl. oben das Lied von Eppelin von Gailingen): es wird das Lied zweizeilig, mit Wiederholung entweder beider Zeilen, oder der je zweiten, gesungen, und an die Stelle der Wiederholung der zweiten Zeile treten dann nach Bedürfnis die scheinbar überschießenden Zeilen, z. B. hier die Zeile „ein ausgetrocknet Hemde“ da, wo sie zum erstenmal vorkommt; oder es wird auch eine Zeile mehr als einmal gesungen, wie z. B. die Zeile: „und wüßt ich nur, das wäre wahr.“

An diese Lieder schließt sich denn auch die altschottische Ballade von Wilhelm und Margret an, welche nach

ältern Aufzeichnungen in Percys reliques mitgeteilt wurde und in der freien Uebersetzung Herders in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst (1773) S. 49 sehr bekannt geworden ist. Sie folgt hier in der treuern Uebersetzung von W. Wackernagel (Altdeutsche Blätter 1, 189):

1. Es kam ein Geist vor Margrets Thür
mit Stöhnen und mit Schrein,
er drehte nnd klopfte an ihrem Schloß:
sie rief ihm nicht herein

2. „Ist das mein Vater Philipp?
oder ists mein Bruder Johann?
oder ists mein Treulieb Wilhelm,
von Schottland kommen an?“

3. „Es ist nicht dein Vater Philipp,
es ist nicht dein Bruder Johann:
es ist dein Treulieb Wilhelm,
von Schottland kommen an.

4. O süß Margret, o lieb Margret,
ich fleh dich, sprich zu mir,
gib mir die Lieb und Treu zurück,
die ich gegeben dir.“

5. „Dein Lieb und Treu bekommst du nicht,
die geb ich nimmer hin,
bis du in meine Kammer kommst,
mir küssest Wang und Kinn.“

6. „Käm ich zu dir ins Kämmerlein,
ich bin kein irdscher Mann,
und küßt ich deinen roten Mund,
dein Ende käm heran.

7. O süß Margret, o lieb Margret,
ich fleh dich, sprich zu mir,
gib mir die Lieb und Treu zurück,
die ich gegeben dir.“

8. „Deine Lieb und Treu bekommst du nicht,
die geb ich nimmer hin,

bis du mich über den Kirchhof führst,
mich nimmst zur Ehgattin."

9. „In einem Kirchhof über Meer
ist begraben mein Gebein;
der jetzo zu dir spricht, Margret,
das ist mein Geist allein."

10. Sie streckte aus ihre weiße Hand
und sprach ihm freundlich zu:
„nimm deine Lieb und Treu zurück,
Gott schenke dir die Ruh!"

11. Sie schürzte die Kleider hoch empor
bis nah an ihre Knie,
und durch die lange Winternacht
gieng hinter der Leiche sie.

12. „Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir
oder Raum zu den Füßen dein,
oder ist an deiner Seite Raum,
daß ich da mag schlüpfen ein?"

13. „Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,
kein Raum zu den Füßen mein,
auch ist kein Raum zur Seite mir,
ganz eng ist nur mein Schrein."

14. Da krähte der rote rote Hahn,
da krähte der graue so hell.
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret,
nun geh von hinnen schnell!"

15. Nicht sprach er mehr zu Margret;
mit Stöhnen und mit Schrein
schwand das Gespenst in Nebel hin
und ließ sie ganz allein.

16. „O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!"
rief Treu-Margret, „o bleib!"
ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach,
todt lag ihr holder Leib.

Aus dieser Ballade, haben zumeist die englischen Literatoren gemeint, sei Bürgers Lenore hervorgegangen. Indes war es schon damals (1773) den Kennern deutscher Sagen und Lieder bekannt, daß in ganz Nord- und Mitteldeutschland die Sage von dem todten, aus dem Grabe wiederkehrenden und die Geliebte im nächtlichen, windschnellen Ritte bei Mondenschein auf den Todtenhof mit sich führenden Bräutigam im Volke einheimisch war, nicht minder wie die entsprechenden, ähnlichen aber keinesweges gleichartigen, Lieder in Dänemark, Schweden und Schottland einheimisch waren. Wir haben Zeugnisse aus Ostpreußen, aus Mecklenburg, aus Hannover, aus der Mark Brandenburg, aus Westfalen und Hessen*) für die von dem englischen Liede ganz unabhängig bestehende deutsche Sage. Denn allerdings ist es eine Sage, eine Erzälung in Prosa, welche in den bezeichneten deutschen Gegenden im Volke heimisch ist: das Lied scheint verschollen, und nur die Reimzeilen: „der Mond scheint hell, die Todten reiten schnell, feins Liebchen graut dir nicht?" klingen in der Prosaerzälung, von einem alten Liede Zeugnis gebend, noch hindurch. Gerade so viel und nicht mehr von dem alten Liede hat auch Bürger, nach seiner eigenen bestimmten Angabe, aus dem Munde eines singenden Dienstmädchens gehört. — Bürgers Gedicht, ausgezeichnet wie wenige Producte unserer neuern Poesie durch Wolklang und Fluß der

*) Aus Hessen kann ich selbst als Zeuge auftreten. Ich habe diese Sage im Anfange dieses Jarhunderts (vor 1806) von alten Leuten eben so gehört, wie sie in Hannover, Westfalen, Mecklenburg erzält wird, und sie hatte sich in meinem Geburtsort sogar localisiert: der Bräutigam hatte die Braut durch die bereits seit einem Jarhundert vermauerte Thür eines längst verlaßenen Kirchhofes in denselben eingeführt, und in die steinernen Pfosten dieser Thür seine glühenden Finger eingedrückt, deren angebliche Spuren noch zu sehen waren, und von mir als Knabe mit einigem Grauen oft betrachtet worden sind. Die Sage mußte damals schon wenigstens seit hundert Jahren in dem Dorfe (Solz) vorhanden sein.

Sprache, weicht übrigens in einem bedeutenden Punkte, und nicht zu seinem poetischen Vorteil von der allgemeinen Sage ab. Diese ist in der Hauptsache darauf gegründet, daß die Ueberlebende, sei es nun Mutter oder Geliebte, Vereinigung mit dem Todten erstrebt, und diesem Wunsche die Wiederkehr des Verstorbenen entgegen kommt. Es ist das tiefe Leid der Trennung und das tiefe, freilich bloß irdische Sehnen nach Ruhe an der Seite des geliebten Todten, welche aus den fremdländischen Liedern und unserer einheimischen Sage hervorklingen: der Schluß der Lieder atmet eine gewisse Befriedigung des erreichten Zieles, welches der im Leben treu Verbundene bereits erreicht hat — eine Befriedigung, welcher selbst die christliche Legende vom heiligen Alexius sich nicht entziehet, indem die Gebeine des Geliebten, als man die treue Adriatica in die Gruft neben ihn senkt, sich noch einmal bewegen, ihr die Ruhestätte neben sich einzuräumen. Bürger dagegen hat den Schmerz Lenorens von Anfang an als übertrieben und gottlos geschildert, und dem gemäß läßt er auch den Bräutigam als himmlischen Rächer für ihr Hadern mit Gott auftreten; ja es ist zuletzt nicht einmal der Bräutigam, es ist nicht Wilhelm, welcher Lenoren zu sich holt, sondern es ist das abstracte Symbol des Todes, es ist der Tod als Knochenmann, welcher nur Wilhelms Gestalt geborgt hat. Diese Auffaßung hat einen Zug von Herbigkeit, welche der echten Sage und der Volkspoesie überhaupt zu fehlen pflegt, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß das Eindrücken der glühenden Finger in die Thürpfosten des Dorfkirchhofes auf Bürgers Auffaßung hindeutet.

Nach der Hand (1808) ist dann im Wunderhorn (2, 19) das angebliche Original zu Bürgers Lenore zum Vorschein gekommen:

1. **Es stehn die Stern am Himmel,**
es scheint der Mond so hell,
die Todten reiten schnell.

2. „Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
laß mich zu dir hinein,
kann nicht lang bei dir sein.

3. Der Hahn der thät schon krähen,
er singt uns an den Tag;
nicht lang mehr bleiben mag.

4. Weit bin ich hergeritten,
zweihundert Meilen weit
muß ich noch reiten heut.

5. Herzallerliebste meine,
komm setz dich auf mein Pferd,
der Weg ist Reitens wert.

6. Dort drinn im Ungerlande
hab ich ein kleines Haus,
da geht mein Weg hinaus.

7. Auf einer grünen Heide,
da ist mein Haus gebaut
für mich und meine Braut.

8. Laß mich nicht lang mehr warten!
komm, Schatz, zu mir herauf,
weil fort geht unser Lauf.

9. Die Sternlein thun uns leuchten,
es scheint der Mond so hell,
die Todten reiten schnell."

10. „Wo willst mich denn hinführen?
ach Gott, was hast gedacht
wol in der finstern Nacht?

11. Mit dir kann ich nicht reiten,
dein Bettlein ist nicht breit,
der Weg ist auch zu weit.

12. Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
bis an den jüngsten Tag!"

Echte Volkselemente hat dieß Lied allerdings; dennoch bleibt es zweifelhaft, ob es ein wirkliches, oder nicht viel-

mehr ein im Ganzen geschickt nachgeahmtes Volkslied ist. Das ganze Lied hat Bürger nicht singen gehört, wie in der Ueberschrift desselben im Wunderhorn irrtümlich angegeben wird; die Verfaßer des Wunderhorns erhielten es, wie sie später bestimt versicherten, zugesendet, so daß es wenigstens nicht von ihnen, Arnim und Brentano, verfaßt sein kann. Der Schluß des Liedes weicht übrigens ganz und gar von allen bisher erwähnten Sagen und Liedern ab, darf aber doch kein gegründetes Bedenken gegen die Echtheit des Liedes erregen, wie manche Beurteiler gemeint haben. Ganz dieselbe Wendung nehmen die vorher erwähnten schwedischen Lieder (Mohnike Volkslieder der Schweden 1, 39; Talvj 313), von denen eins in der Uebersetzung von Hoffmann von Fallersleben (Altd. Bll. 1, 202) hier folgen mag:

1. Klein Christel und ihre Mutter legten Gold auf die Bahr;
Klein Christel weint ihren Bräutigam aus dem Grab hervor.

2. Es klopft an die Thüre mit den Fingern klein:
„steh auf, klein Christel, und laß mich ein!"

3. „Mit keinem hab ich Verlöbnis gemacht,
und keinen laß ich ein bei Nacht."

4. „Steh auf, klein Christel, den Riegel entschieb,
ich bin der Jungknab, der einst dir so lieb."

5. Die Jungfrau erhebt sich, kommt eilig herfür,
entschiebt den Riegel und öffnet die Thür.

6. Sie setzet ihn auf den gülden Schrein,
sie badet die Füß ihm im klarsten Wein.

7. Sie breiten die Polster wol unter sich her,
sie kosen so viel, sie schlafen nicht mehr.

8. Nun aber beginnen die Hähne zu krähn,
die Todten sie müßen nun heime gehn.

9. Und die Jungfrau steht auf, beschuht sich alsbald,
sie folget dem Jungknab durch den langen Wald.

10. Und als sie den Kirchhof haben erreicht,
des Knaben Goldhaar plötzlich erbleicht.

11. „Und schau, schöne Jungfrau, wie der Mond dort prangt!"
Und der Jungknab schnell vor ihr verschwand.

12. Da setzt sie sich nieder wol auf sein Grab:
„Hier sitz ich, bis Gott mich rufet ab."

13. Und Antwort gab der junge Knab:
„Geh heim, klein Christel, geh heim, laß ab!

14. So manchmal dir hier eine Thrän' entquillt,
so wird mein Sarg mit Blute gefüllt.

15. So manchmal auf Erden dein Herz sich freut,
so wird mein Grab mit Rosen bestreut."

Nicht anders ist der Schluß eines deutschen, am Rhein einheimischen Volksliedes (Altrheinl. Mährlein S. 99):

1. Nun ade, mein herzlieb Schätzlein,
jetzt muß ich scheiden von dir
bis auf den andern Sommer,
dann komm ich wieder zu dir!

2. Und als das Jahr verfloßen war:
die Zeit fällt mir so lang,
so muß ich wieder nach Hause gehn
zu meinem Schätzelein.

3. Und als ich in die Stuben trat,
vom Schätzlein fieng ich an:
„o großer Gott vom Himmel,
wo ist mein Schätzelein?"

4. „Dein Schätzlein ist gestorben,
heut ist der dritte Tag."
„So muß ich mein Schätzlein suchen
bis auf den Kirchhof hin."

5. Und als ich auf den Kirchhof kam,
den Grabstein schaut ich an;
so mußt ich mein Schätzlein rufen,
bis es mir Antwort gab:

6. „Ach Schatz, bleib du da draußen,
hier ist die dunkle Nacht,

man hört kein Glöcklein klingen,
man hört kein Vöglein pfeifen,
man sieht weder Sonn noch Mond!"

Es ist in diesen drei Liedern das, wenn schon dunkle, doch sichere christliche Gefühl, jenem finstern heidnischen Todtenverkehr gegenüber ausgesprochen, daß mit den Todten keine irdische Gemeinschaft mehr zu halten sei; daß es in dem aus dem Wunderhorn entnommenen Liede die Lebendige, in dem schwedischen und rheinländischen Liede der Todte ausspricht, begründet keinen wesentlichen Unterschied. Auch in dem dänischen Liede von Aage und Else so wie in dem Liede aus dem Kuhländchen warnt der Todte vor dem Verkehr mit ihm, nur daß die Warnung nicht befolgt wird. Eben dahin weist auch das rührende Märchen von dem gestorbenen Kindlein, dessen Todtenhemdchen von den Thränen der Mutter naß wird, und welches darum der Mutter erscheint und sie anfleht: „Ach, Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, welche alle darauf fallen." Da wird die Mutter ruhig, und nur noch einmal erscheint das Kind: „Siehst du, sagt es, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und nun habe ich auch Ruhe in meinem Grabe." Der Todte will ruhen, nnd wir sollen ihn ruhen laßen bis an den jüngsten Tag — das ist der Grundgedanke dieser Sagen und Lieder; beide Gestaltungen, die, in welchen der Lebende mit hinab genommen wird in die Gruft, und die, in welcher diese Todesgemeinschaft abgewiesen wird, sind volksmäßig, nur die erste heidnisch, die andere christlich. Diese letztere, die christliche Ansicht, spricht sich am freundlichsten aus in dem kleinen Liede aus dem Kuhländchen (Meinert S. 3):

1. Es gieng ein Knäblein sachte
wol an das Fensterlein:

schön Liebchen, bist du drinnen?
steh auf und laß mich ein."

2. „Ich kann mit dir wol sprechen,
einlaßen darf ich dich nicht;
bin schon mit einem versprochen,
keinen andern mag ich nicht.

3. „Mit dem du bist versprochen,
schön Liebchen, der bin ich;
reich mir dein schneeweiß Händchen,
vielleicht erkennst du mich."

4. „Du riechst mir ja nach Erde,
vermeine, du bist der Tod."
„Soll ich nicht riechen nach Erde,
wenn ich habe drunter gelegen?

5. Weck auf deinen Vater und Mutter,
weck auf die Freunde dein;
grün Kränzlein sollst du tragen
bis in den Himmel hinein."

Die Verlobte geht nicht mit dem Todten in sein Grab, bewahrt ihm aber ihre Treue ihr Leben lang, stirbt als Braut im grünen Kränzlein, treu dem Geliebten, und geht mit ihrem grünen Kränzlein um ihrer Treue willen in den Himmel ein.

Am schauerlichsten dagegen ist dieser weitverbreitete Sagenstoff von Goethe zu seiner Braut von Korinth benutzt worden, in welcher Ballade er übrigens nur als Nebenelement auftritt, da der Mittelpunkt des Goetheschen Liedes, einem altgriechischen Märchen getreu, die Darstellung der Sage von den Vampyren ist.

Aber nicht allein die Liebe, auch das Geschäft und Treiben der Welt zieht den Todten noch aus dem Grabe hervor, damit er spukend dieses Geschäft noch fortsetze. Auch dieser altheidnische Gedanke ist im Volksliede vertreten, wenn auch begreiflicher Weise nicht so vielfach ausgebildet noch so

häufig vorhanden, wie der Gedanke an den fortgesetzten und oft mit dem gemeinschaftlichen Tode besiegelten Verkehr der Liebe. Schon die Vorstellungen der nordischen Mythologie lehren dieß: wie die, zumal in unentschiedener Schlacht, gefallenen Helden in jeder Nacht wieder aufstehen, ihre Kämpfe zu erneuern, ja, wie in Walhall selbst die Einherier täglich kämpfen, täglich erschlagen werden, täglich sich wieder erheben zum Schmause des Ebers und zum Trinken des Meths. In dem immer sich wiederholenden Sterben und Wiederaufleben liegt für diese altheidnische Heldensage der Gedanke des ewigen Lebens. Wir haben nur ein, und zwar ein der neueren Zeit angehöriges deutsches Volkslied dieser Art hervorzuheben, in welchem übrigens neben der Wiederholung der im Leben geübten Lieblings- und Berufsbeschäftigung auch die Liebe, wenn schon nur nebenbei, ihre Rolle spielt. Es ist dieß das schon oben (S. 93) als Original zu einem Liede von Hoffmann erwähnte, unter dem Titel „Rewelge" im Wunderhorn 1, 72—74 mitgeteilte Lied:

1. Des Morgens zwischen dreien und vieren,
da müßen wir Soldaten marschieren
das Gäßlein auf und ab;
Tralali Tralalei Tralala,
mein Schätzel sieht herab.

2. Ach Bruder jetzt bin ich geschoßen,
die Kugel hat mich schwer getroffen,
trag mich in mein Quartier.
Tralali Tralalei Tralala,
es ist nicht weit von hier.

3. „Ach Bruder ich kann dich nicht tragen,
die Feinde haben uns geschlagen,
helf dir der liebe Gott!
Tralali Tralalei Tralala,
ich muß marschieren in Tod."

4. Ach Brüder ihr geht ja vorüber,
als wär es mit mir schon vorüber,

ihr Lumpenfeind seid da,
Tralali Tralalei Tralala,
ihr tretet mir zu nah.

5. Ich muß wol meine Trommel rühren,
sonst werde ich mich ganz verlieren;
die Brüder dick gesäet,
Tralali Tralalei Tralala
sie liegen wie gemäht.

6. Er schlägt die Trommel auf und nieder,
er weckt seine stillen Brüder,
sie schagen ihren Feind,
Tralali Tralalei Tralala,
ein Schrecken schlägt den Feind.

7. Er schlägt die Trommel auf und nieder,
sie sind vorm Nachtquartier schon wieder
ins Gäßlein hell hinaus,
Tralali, Tralalei Tralala,
sie ziehn vor Schätzels Haus.

8. Da stehen Morgens die Gebeine
in Reih und Glied wie Leichensteine,
die Trommel steht voran,
Tralali Tralalei Tralala,
daß sie ihn sehen kann.

Die ausgezeichnetste Behandlung, welche diesem Stoffe des Todesspukes in der neueren Kunstlyrik zu Theil geworden ist, hat er in der bekannten, zur Verherrlichung Napoleons gedichteten „Nächtlichen Heerschau" des Dichters v. Zedlitz gefunden.

Unter den im Geiste der Volkspoesie gedichteten und durch getreue, hingebende Nachahmung derselben entstandenen Gespensterliedern steht Goethes Erlkönig oben an. Dieß Gedicht hat zwar seine ehemalige ungemein große Popularität dem Behagen an dem Schauerlichen und Gespensterhaften zu verdanken gehabt, an welchem unser Publicum eine lange Zeit hindurch krank lag — ein Reiz, welcher, wenigstens

was das Gespensterhafte betrifft, jetzt kaum noch merklich ist, woher es denn auch kommen mag, daß der Erlkönig gegenwärtig zu den halbvergeßenen Poesieen Göthes gehört. Aber es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die Form dieses Gedichtes allerdings eine vollendet volksmäßige ist: den Mangel aller Exposition theilt dasselbe mit den vornehmsten und großartigsten Erzeugnissen der alten Volksdichtung, ja mit unserm Epos selbst, und auf die wirksamste Weise ist das, unserm Volksliede ganz eigen zugehörige dramatische Element, der Dialog — rasch, schlagend, erschütternd, vernichtend — zur Darstellung benutzt worden. Dem Stoffe nach aber ist der Erlkönig kein deutsches Volkslied, vielmehr schließt sich dieser an keltische Anschauungsweise und keltische Sagen an. An bloßem mörderischem Spuk hat unsere Volksdichtung niemals Gefallen gefunden, und konnte es auch nicht, denn unsere aus dem Heidentum unserer Väter uns übrig gebliebene Mythologie kennt dergleichen aus eigenem dämonischem Triebe kindermordende Geister, wie der Erlkönig ist, nicht; nur wer die Necke und Nixen reizte, kam mit ihnen in gefährlichen Conflict. Dagegen trägt die Ansicht der keltischen Stämme von der Natur und den Naturwesen überall einen weit weniger harmlosen, ja in vielen Punkten einen entschiedenen finstern, bösartigen, grimmigen Charakter, eben wie der Erlkönig, nach Goethes Auffaßung dieser keltischen Feensage, sich darstellt. Daß der Erlkönig in dem streng epischen Stile alter Volkspoesie gedichtet sei, erkannte man übrigens alsbald, und dieß führte zu der lächerlichen Meinung, als habe es ein altes deutsches Gedicht vom Erlkönig gegeben, welches kindische Literatoren mehrere Jahre lang sehr ernstlich und eifrig gesucht haben.

Eine der besten, auch in guter Nachahmung des Stiles des Volksliedes gedichtete, Nachdichtung des Erlkönigs (wenn auch mit andern Motiven) ist das Gedicht des talentvollen früh verstorbenen Dichters und Malers Robert Reinick:

„Monduhr", welches, obgleich hin und wieder in Chrestomathieen aufgenommen, doch weit weniger bekannt ist, als es zu sein verdient.

II. Liebeslieder.

Verwandt mit den Liedern, von deren Betrachtung wir so eben herkommen, sind unter den Liebesliedern die Abschiedslieder, weshalb wir mit diesen beginnen wollen.

Die älteste Form der Abschiedslieder sind die sogenannten Tagelieder oder Tageweisen, welche oben (S. 111) schon gelegentlich berührt worden sind. Sie stammen noch tief aus dem zwölften Jarhundert und gehörten ursprünglich der Kunstpoesie, dem Minnegesang an, wurden aber bald, gewis wenigstens in der Zeit des Verfalles des höfischen Minnegesanges, als dieser überhaupt zu dem Volke herabstieg, im vierzehnten oder fünfzehnten Jarhundert, zu einer sehr beliebten Form der Volkspoesie, und erhielten sich in derselben bis weit in das sechzehnte Jarhundert hinein. Tagelieder heißen sie von dem ihnen allen zum Grunde liegenden Gedanken — welchem in der Zeit, als sie entstanden, nicht aber mehr in der Zeit, in welcher sie Volkslieder wurden, ohne Zweifel ein wirkliches Verhältnis entsprach — daß der Burgwächter auf der Zinne die in tiefer Sicherheit ruhenden Liebenden mit dem Anbruche des Tages weckt und an das Scheiden mahnt. Die Situation hat, von der sittlichen Seite angesehen, gewis nichts Empfehlenswertes, und es hat schon vorlängst eine deutsche Schriftstellerin, Mistreß Robinson (Talvj) in ihr Charakteristik der Volkslieder mit vollem Recht den nachdrücklichsten Tadel über die Materie dieser Lieder ausgesprochen. Doch ist die Situation, wenigstens

ihrem Ursprunge nach, nicht deutsch, sondern welsch, romanisch; und wenn sie in edlem Stil gehalten wird, was den grösten Meistern, wie Wolfram von Eschenbach, gelungen ist und auch den Volksliedern zum großen Theil gelingt, so läßt sich nicht leugnen, daß sie eine Fülle poetischer Motive enthalte: vor allem ist der Contrast des heitern Tagesanbruchs, des goldnen Frühscheins und des Vogelgesanges mit dem bittern Scheiden der Liebenden ein dichterischer Zug, welcher von der vortrefflichsten Wirkung ist und für warhaft beneidenswert gelten kann. Aus dieser Gattung der Volkspoesie, den eigentlichen Tageliedern, genügt es nach dem eben Angedeuteten, außer den oben bereits mitgeteilten, zugleich unter einen andern Gesichtspunkt fallenden, Liedern nur ein einziges Lied auszuheben (Uhland Nr. 80 S. 174):

1. Der Wächter verkündigt uns den Tag
an hoher Zinnen, da er lag:
„wolauf, Gesell! es muß geschieden sein;
wo nun zwei Lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!
der Mond scheint durch den grünen Wald."

2. „Merk auf, feins Lieb, was ich dir sag:
es ist noch fern vom hellen Tag,
der Mond scheint durch die Wolkenstern;
der Wächter betrübt uns beide gern;
das sag ich dir:
die Mitternacht ist noch nicht für."

3. Er druckt sie freundlich an sein Brust,
er sprach: „du bist meins Herzens ein Lust,
du hast erfreut das Herze mein,
verschwunden ist mir alle Pein
zu dieser Frist,
auf Erden mir keine lieber ist."

4. Was zog er zog er von den Händen sein?
von rotem Gold ein Ringelein:
„sieh da, feins Lieb, das rote Gold!

ich bin dir von Grund meines Herzens hold,
das glaub du mir:
für dich so wollt ich sterben schier."

5. Frau Nachtigall sang überall,
wie sie vormals mehr hatt gethan,
darbei spürt man des Tages Schein:
„wo nun zwei Lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!
der Tag scheint durch den grünen Wald."

Andere Tagelieder sind Tagelieder mehr nur der Form oder auch nur der Analogie nach; wir würden sie fast eher Ständchen nennen, wie folgendes, noch dem fünfzehnten Jarhundert angehöriges Lied, welches, wie das eben ausgehobene den heitern Morgen, die Mondnacht darstellt, an deren Himmel zerrißene Wolken mit Regenschauern einherziehen, ein Bild des beunruhigten Gemütes des zum Scheiden von der Geliebten genötigten Jünglings (Uhland Nr. 86 S. 183):

1. Der Mond der steht am höchsten,
dSonn hat sich unter than,
mein feins Lieb liegt in Nöten,
ach Gott, wie solls ihm gan?
in Regen und in Wind
wo soll ich mich hin kehren,
da ich mein feins Lieb find?

2. Mein feins Lieb wollt mich lehren,
wie ich ihm dienen soll
in Züchten und in Ehren;
das weiß ich selbst gar wol
und kann auch noch viel mehr;
wer sich seins Bulen thut rühmen,
der hat sein kleine Ehr.

3. Mancher geht zu sein'm Bulen
bei lichtes Monden Schein,
was gibt sie ihm zu Lohne?
ein Rosenkränzelein,

ist grüner denn der Klee;
ich muß von dir mich scheiden,
thut meinem Herzen weh.

4. Ach scheiden, immer scheiden,
wer hat dich doch erdacht?
hast mir mein junges Herze
aus Freud in Trauren bracht,
darzu in Ungemach;
sei dir, schöns Lieb, gesungen
alde zu guter Nacht!

Man wird einen Vorzug nicht übersehen, durch welchen diese beiden Lieder sich auszeichnen. Beide haben eine Naturscene zur Grundlage; während nun etwa ein wenig künstlerischer Geschmack der Neuzeit die Schilderung der Natur stärker gefärbt haben würde oder gefärbt zu sehen wünschen möchte, ist hier nur im Hintergrund des Gedichtes mit leisen aber sichern Strichen Frühling und Morgen, Regennacht und Mondschein angedeutet. Von unsern neuern Dichtern hat nur einer dieses rechte Maß in der Naturdarstellung einzuhalten gewußt: Goethe; in seinen Liedern fühlt man es den menschlichen Zuständen und einigen leicht hingeworfenen Zügen ab, daß es Winter oder Frühling oder Sommer ist, worin die Handlung sich bewegt, und es gehört diese Darstellungsweise unbestritten zu den gröſten Schönheiten der Dichtungen Goethes wie unserer Volkslieder.

Die letzten Töne dieser Tagelieder und Wächtergesänge verhallen übrigens — in dem evangelischen Kirchenliede, und zwar in dessen begeistertsten Gesängen und glorreichsten Melodieen. Philipp Nicolais beide Lieder, Perlen des evangelischen Kirchengesanges: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinne“, beide in den letzten Jahren des sechszehnten Jarhunderts gedichtet, sind nichts anderes als Tagelieder umgekleidet in geistliche Gewänder. Der Morgenstern,

welcher die Liebenden aus ihrer nächtlichen Sicherheit weckt, ist zum Morgenstern des ewigen Lebens geworden, welcher die Welt aus dem Schlafe der Sünde aufruft; den Wächterruf auf der Zinne, welcher den Jüngling warnt, auf guten Ruf und Erhaltung des eigenen Lebens Bedacht zu nehmen, ist umgestaltet in den Ruf des Wächters vor dem letzten Gericht und vor der Vollendung dieser Welt. Ein nicht unerheblicher Beleg für die nicht genug zu wiederholende Warheit, daß das Christentum, daß ein einfacher, starker christlicher Sinn auch die weltlichen, ja weltlich bedenkliche Stoffe zu sich empor zu heben, zu reinigen und zu verklären weiß.

Unter den Abschiedsliedern im eigentlichen Sinne stelle ich billig das älteste, zugleich das verbreitetste, am längsten gesungen und am längsten beliebt — wenn man will: berühmt — gebliebene Lied voran:

1. Ich stund an einem Morgen
heimlich an einem Ort,
da hätt ich mich verborgen,
ich hört klägliche Wort
von einem Fräulein hübsch und fein,
das stund bei seinem Bulen,
es mußt geschieden sein.

2. „Herzlieb, ich hab vernommen,
du wöllst von hinnen schier;
wann wilt du wieder kommen?
das solt du sagen mir."
„Merk, feines Lieb, was ich dir sag:
mein Zukunft thust du fragen;
weiß weder Stund noch Tag."

3. Das Fräulein weinet sehre,
sein Herz war Unmuts voll:
„nun gib mir Weis' und Lehre,
wie ich mich halten soll!
ich setz für dich, was ich vermag,

und wilt du hie beleiben,
ich verzehr dich Jahr und Tag."

4. Der Knab der sprach aus Mute:
„dein Willen ich wol spür;
verzehrten wir dein Gute,
ein Jahr wär bald hinfür,
dennoch müßt es geschieden sein;
ich will dich freundlich bitten,
setz deinen Willen drein!"

5. Das Fräulein das schrei: „Morde!
Mord über alles Leid!
mich kränken deine Worte,
Herzlieb nicht von mir scheid!
für dich so setz ich Gut und Ehr,
und sollt ich mit dir ziehen,
kein Weg wär mir zu ferr!"

6. Der Knab der sprach mit Züchten:
„mein Schatz ob allem Gut,
ich will dich freundlich bitten,
schlag solchs aus deinem Mut!
gedenk wol an die Freunde dein,
die dir keins Argen trauen
und täglich bei dir sein."

7. Da kehrt er ihr den Rucken
und sprach nicht mehr zu ihr;
das Fräulein thät sich schmucken
in einen Winkel schier
und weinet daß es schier vergieng.
Das hat ein Schreiber gesungen,
wies einem Fräulein gieng.

Es könnte auf den ersten Blick unglaublich scheinen, daß dieses — wie es uns wol dünken will — bis zur Trockenheit einfache Lied länger als einhundert und fünfzig Jahre sich in der allgemeinsten ungeteilten Gunst des deutschen Volkes habe erhalten können. Und doch ist dem so: unter den vielleicht mehr als zweitausend Volksliedern, welche von

der Mitte des fünfzehnten Jarhunderts bis in das siebenzehnte Jarhundert hinein auf und ab in Deutschland sind gesungen worden, ist dieses Lied bei weitem das beliebteste gewesen: mehrere hundert Lieder, auch eine Anzal katholischer und evangelischer, deutscher und lateinischer geistlicher Gesänge, sind nach der Form dieses Liedes, in Versbau und Melodie, gedichtet worden, unzälige Male hat man es, weltlich und geistlich, nachgeahmt und umgekleidet, einzelne Züge zalreichen andern Liedern einverleibt, und die Anfangsworte so wie andere einzelne Stellen Jarhunderte lang sprichwörtlich im Munde geführt. Einen gleichen Erfolg hat bis dahin, nächst dem Hildebrandsliede und einigen anderen Heldensagen, kein einziges deutsches Lied gehabt; und es war von diesem Erfolge begleitet in einem Zeitraume, welcher gerade in dieser Dichtungsart, dem volksmäßigen Liebesliede und dem Abschiedsliede insbesondere, nicht allein zu den fruchtbarsten, sondern auch zu den warhaft schöpferischen Perioden unseres poetischen Lebens gerechnet werden muß, wo jeder Tag, in noch höherem Maße als jetzt, neue eigentümliche und wertvolle Productionen hervorrief, welche, gleichfalls mit hoher und allgemeiner Gunst aufgenommen, dennoch dem alten Liede keinen Abbruch zu thun vermochten. Wie erklären wir uns diese Erfolge? War es bloßes Zeitinteresse, bloßer Zeitgeschmack, wodurch dieses Lied so hoch gehoben wurde? oder wehet in demselben ein Hauch der einen, unvergänglichen Poesie, die in dem Abschiede Hektors von Andromache, wie in den weichen Klagetönen der finnischen Mädchen am öden Gestade der Ostsee, in dem hohen Liede des Sängerkönigs in Israel wie in den serbischen Schmerzensliedern von der Frau des Asan Aga, in den trauernden Dainos der Litthauer wie in dem Jammergesang der afrikanischen Sklaven ihre geheimnisvolle, ergreifende Gewalt übt? — Daß bei den lyrischen Erzeugnissen aller Zeiten und Völker ein gewisses Zeitinteresse und ein Zeitgeschmack

in Anschlag gebracht werden müße, ist ganz unleugbar: sehen wir es doch an so vielen Erzeugnissen unserer Tage, die uns nur darum so vertraulich, so herzlich, so rührend ansprechen, weil sie unsere nächsten Verhältnisse, den Kreiß unserer unmittelbarsten Umgebungen, unsere Sitten, Lebensgewohnheiten und Erfarungen in den uns geläufigen Formeln und Ausdrucksweisen dichterisch beleuchten, während eine andere Zeit mit anderen Anschauungen, Sitten und conventionellen Formeln kalt und gleichgültig an einem großen Theile dieser Lyrik vorbeigehen wird, wie wir an so manchen Producten früherer Zeiten in unserer eigenen Literatur, an noch mehreren Producten fremder Stämme und Völker achtungslos vorübergehen. Ein solcher Anteil des Zeitinteresses liegt ohne alle Frage auch in der Gunst, welche unserem Liede zu Theil geworden ist: die Wanderlust des fünfzehnten und sechzehnten Jarhunderts, die Unsicherheit des Erwerbes, ja des Besitzes, und die Unstätigkeit des Lebens, welche damals so tief und oft so schneidend eingriff in die Heiligtümer der Gesellschaft, der Familien, der Herzen — die schwankende Lage aller, auch der bis dahin unbeweglichsten Verhältnisse, die Unzuverläßigkeit und Oede, um nicht zu sagen: die Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit der Zukunft, alles dieß ist in diesem Liede der genau erkennbare, nur mit richtigem poetischen Bewustsein nicht exponierte, wol aber vorausgesetzte Hintergrund. Es fand die Welt des fünfzehnten und sechzehnten Jarhunderts sich in diesem Liede als in einem treuen Zeitspiegel wieder — vielleicht, daß er ihr in diesem Liede zum erstenmal vorgehalten worden ist — und die Schmerzen der Trennung, die Leiden der Armut und des Vertriebenwerdens von Haus und Hof, das trübe Bangen vor der öden Ferne und Fremde, welches alles einhundert und fünfzig Jahre lang die Herzen durchzog und erschütterte, sich unzäligemale wiederholte, all dieß Leid, Weh und Bangen flüchtete sich immer wieder zu diesem ihrem ersten, ihrem wahrsten

und lebhaftesten Ausdrucke, zu dem Liede: „Ich stund an einem Morgen“. Denke man nur an die vielen kleinen und großen Fehden und Kriege, an die Scharen der hin- und herziehenden Reiter und Landsknechte, an die Scharen der fahrenden Schüler, an die Haufen der in den kirchlichen Stürmen und Verfolgungen aus der Heimat Vertriebenen, und man wird den tiefen Herzensanteil ermeßen können, welcher diesem Liede folgen mußte, — ein Herzensanteil, den wir ihm in unserer ruhigeren Zeit gar nicht zu widmen im Stande sind. Darum aber haben denn auch die einzelnen hierher gehörigen Züge des Liedes einen Grad von Warheit, von ergreifender Eindringlichkeit, welchen wir auf den ersten Blick kaum ahnen. Bei uns ist es Phrase oder Scherz, wenn es heißt „ich weiß weder Tag noch Stunde, wann ich zurück komme“; in diesem Liede ist dieses Wort — vielleicht damals zum ersten Male gebraucht — bitterer Ernst, bitterer Ernst bei der Aussicht auf die allgemeine Unruhe und Unsicherheit, auf das unstäte Treiben und Drängen der Zeit und der Zukunft. Bitterer Ernst ist der Entschluß des Mägdleins, mit dem Jüngling in die wilde Fremde zu ziehen und die alte Haus- und Heimatsehre der deutschen Jungfrau daran zu geben; was damals ein Ausbruch der brennendsten, flammendsten Liebesglut war — ungewöhnlich, unerhört — das ist freilich heute nur eine leichte sentimentale Floskel, mit deren Ausführung es sogar im Zeitalter der Eisenbahnen nicht viel auf sich haben würde. Schwerer und schmerzlicher Ernst ist endlich auch das treuherzige Anerbieten der Jungfrau, den Jüngling selbst, aus eigenen Mitteln, ein Jahr lang zu erhalten: sie möchte sich mit allem was sie hat und kann stemmen gegen die Not und den Mangel, gegen die Unruhe und Wandersucht, stemmen gegen die mächtig rollenden Räder der Zeit, welche den Geliebten ihr auf immer entführen. Und das ists denn endlich, worin sich die wahre, echte und unsterbliche Poesie dieses Liedes

offenbart: in der getreuen Darstellung der völligen Hoffnungslosigkeit eines liebenden Frauenherzens gegenüber der mitleidlosen Gewalt eines zerstörenden Weltlaufs. Der Mann, nicht untreu, nicht wankelmütig, nicht einmal kalt oder gleichgültig, geht doch den Weg des Mannes, er geht mit dem zerstörenden Laufe der Welt: sein Geschick ruft ihn auf zum Wandern, zum Dahinziehen mit dem ungeheuren Strome: „da kehrt er ihr den Rücken und sprach nicht mehr zu ihr"; er überläßt das arme Mägdlein seinen Thränen in seinem einsamen Winkel. Er kann nicht anders, als Mann, er muß. Es gibt nur eine Darstellung einer ähnlichen Situation in der neueren Zeit, welche unserem Liede zur Seite tritt: Friederike Brion aus Sesenheim und Johann Wolfgang Goethe. Dieses Verhältnis zwischen Friederike und Goethe, welches zur Darstellung in Liedesform nicht gelangt ist noch gelangen konnte, stellt den individuellen Beruf des Mannes, den großen Beruf eines einzelnen Mannes einem liebenden, nur einmal und nicht wieder, liebenden, und nach dem Scheiden hoffnungsloser Vereinsamung überlaßenen Mädchenherzen gegenüber. Es hat dieß Verhältnis deshalb eine mehr idyllische Färbung, als das in unserem Liede geschilderte Verhältnis, welches nicht den einzelnen Mann, sondern die Welt im Ganzen dem weiblichen Herzen gegenüber stellt, mithin einfachere, aber auch härtere und schroffere, oder richtiger: mehr epische Züge an sich trägt. Und doch sind diese Züge weit entfernt von allem Herben und Verletzenden: „wann kommst du wieder?" ich weiß weder Tag noch Stunde; „ich will dich hier erhalten ein ganzes Jahr"! ein Jahr ist bald dahin, und dann müßte doch geschieden werden, o füge dich hinein! „ich setze Gut und Ehre daran, ich ziehe mit dir den fernen weiten Weg" — du Liebste über Alles, vergiß nicht Vater und Mutter die so Schlimmes von dir nicht erwarten; bei ihnen sollst du bleiben. Und stumm zieht er seines Weges. Herb und schneidend sind dagegen manche

Züge in neueren Abschiedsliedern, wie z. B. in dem ehemals bewunderten Reiterlied George Herweghs „die bange Nacht ist nun herum“, welches damit schließt, daß der zur Schlacht eilende und seinen Tod voraussehende Reiter das Glas zerschlägt, aus dem er den letzten Trunk gethan, und den Auftrag gibt, seinem Liebchen die Scherben zu bringen.

Von den zalreichen Variationen dieses Liedes soll nur einer hier Raum gewährt werden. Sie ist fast einhundert und fünfzig Jahre jünger als das vor dem Jahre 1462 schon allbekannte Original, und steht, aus dem Jahr 1603 stammend, bereits an der Grenze des alten Volksliedes.

1. Neulich stund ich verborgen
heimlich an einem Ort,
da waren zwei in Sorgen,
gebrauchten kläglich Wort.
„Von dir muß ich mich scheiden,
fieng an der Jüngling bald,
Gott bhüte dich für Leiden,
für Unfall mannigfalt.“

2. „Warum wilt mich verlaßen,
herzliebster Gselle mein?
mein Trauren ist ohn Maßen,
daß du solt von mir sein;
zudem hab ich verstanden
und wills auch glauben fast,
daß du in fremden Landen
ein ander Lieblein hast.“

3. „Ach nein, mein Schatz auf Erden,
du bist zu mild bericht:
kein lieber soll mir werden,
glaub allen Leuten nicht;
ob ichs muß laßen geschehen,
wie die Zeit füget sich;
kann ich dich dann nicht sehen,
so denk ich doch an dich.“

4. Die zwei die warn alleine,
als an ein Scheiden kam;
der Schmerze war nicht kleine,
der Beider Herz einnahm.
Da hub sie an zu fragen
mit sehnlicher Begier:
„Herzlieb, so thu mir sagen,
wann kommst du wieder schier?“

5. „Ich hab mir fürgenommen,
eh dann das Jahr wird neu,
will ich herwieder kommen,
auf daß ich dich erfreu;
dann wolln wir uns ergetzen
in aller Freundlichkeit;
keins soll vom andern setzen
in Lieb und auch in Leid.“

6. Er küßts auf ihre Wangen,
auf ihren roten Mund,
thät freundlich sie umfangen:
„nun spar dich Gott gesund!“
Da hub sie an zu zagen,
die Auserwählte zart:
„ach Gott, wie schweres Klagen
bringt mir die Hinnefart!“

Die neu hinzugekommenen Ingredienzien: der auftauchende und alsbald beseitigte Verdacht, daß der Scheidende in der Fremde ein anderes Liebchen habe, und die den Abschiedsschmerz sänftigende sichere Aussicht auf baldige, schon nach Verlauf eines Jahres, statt findende Rückkehr, machen das Lied zwar milder, weicher — zärtlicher, wenn man so will — aber der imposante hochdichterische Hintergrund des Originals und dessen fester, gemeßener Schritt ist weggefallen; die Copie nimmt sich, mit dem Original verglichen, höchst unbedeutend aus. Bemerkt muß noch werden, daß in Str. 3 „mild“ damals noch die ausschließliche Bedeutung „freigebig“ hatte, mithin die Formel „du bist zu mild berichtet“ den

Sinn hat: man hat dir zu viel von mir gesagt, d. h. mehr als wahr ist.

Das Abschiedslied, welches nach „Ich stund an einem Morgen“ zunächst beliebt und berühmt war, und nur wenig jünger ist, als dieses, ist das folgende, welches ich in zwei Formen, einer kürzeren und älteren und einer etwas jüngeren, längeren, mitteile.

A.

1. Insbruck, ich muß dich laßen,
ich fahr dahin mein Straßen,
in fremde Land dahin;
mein Freud ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen
wo ich im Elend bin.

2. Groß Leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein thu klagen
dem liebsten Bulen mein;
ach Lieb, nun laß mich Armen
im Herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen sein!

3. Mein Trost ob allen Weiben!
dein thu ich ewig bleiben,
stät, treu, der Ehren fromm;
nun müß dich Gott bewaren,
in aller Tugend sparen,
bis daß ich wieder komm!

B.

1. Insbruck ich muß dich laßen.
ich fahr dahin mein Straßen,
ist wider meinen Dank;
der mir mein Buln genommen,
den halt ich nicht fürn Frommen;
das Jahr ist mir zu lang.

2. So fahr ich über die Heide,
von meim Bulen muß ich scheiden,

ich werf mich dick herum,
seh hinter mich zurücke
und wünsch dir, feins Lieb, Glücke
bis ich wieder zu dir komm.

3. Das Mägdlein sprach mit Schmerzen:
„o weh, o weh meins Herzen,
daß ich dich muß fahren lan!
hab ich in all mein Tagen
kein Mensch nie lieber gehabet
dann dich, Herzlieb, allein.“

4. Der Knab der stund alleine:
feins Lieb, du solt nit weinen,
solt haben ein leichten Mut!
ich will dich nit aufgeben
dieweil ich hab das Leben,
und hätt ichs Kaisers Gut.

5. Damit scheid ich von dannen,
Maria und Sanct Anne
wöllen mir hilflich sein
in allen meinen Dingen,
daß sie mir nit mislingen,
Gott bhüt mir die schönste Kaiserin!

Dieses Lied steht dem Liede „Ich stund an einem Morgen“ geradezu gegenüber. Dort die tiefen Abschiedsschmerzen des zurück bleibenden Mägdleins, hier die Trauer des auswandernden Jünglings; dort gänzliche Hoffnungslosigkeit, und Abschied für immer, ohne Wiedersehen, hier die stille und feste Zusage des Nimmermehrvergeßens, die sich (in der zweiten Abfaßung) der Jüngling selbst gibt, nachdem die Geliebte sich schon entfernt hat, und daneben die, wenn schon ferne und unbestimmte Aussicht auf Wiederkehr. Die Melodie dieses Liedes singen wir noch heute in der evangelischen Kirche: es wurde nach derselben und nach dem Liede selbst zunächst ein geistliches Todeslied gedichtet: „O Welt ich muß dich laßen, ich fahr dahin mein Straßen ins

ewig Vaterland"; hiernach dichtete etwa einhundert Jahre später Paul Gerhard: „Nun ruhen alle Wälder."

Das Wort „Elend" (A, Str. 1) bedeutet buchstäblich: fremdes Land; in der Fremde, in der Verbannung, zu leben, ist dem heimathbedürftigen Deutschen das schwerste Unglück, daher ist dem Worte in der Schriftsprache diese letztere Bedeutung allein geblieben, während die ursprüngliche in der Volkssprache neben der abgeleiteten noch jetzt im Gange ist; in unsere Stelle gilt nur die ursprüngliche Bedeutung. „Der Ehren fromm" (A, Str. 3) ist eine damals sehr übliche Formel, welche den Sinn hat: „die Gesetze der Ehre treu beobachtend"; fromm bedeutet: die Gesetze befolgend, die gewiesenen Schranken einhaltend, seine Pflichten erfüllend; an die dem Worte sehr uneigentlich gegebene religiöse Bedeutung darf hier nicht gedacht werden.

Das dritte Abschiedslied im Range der Gunst des singenden Publicums im sechzehnten Jarhundert ist folgendes Lied:

1. Entlaubet ist der Walde
gen diesem Winter kalt;
beraubet werd ich balde
meins Liebs, das macht mich alt;
daß ich die Schön muß meiden,
die mir gefallen thut,
bringt mir manchfältig Leiden,
macht mir fast schweren Mut.

2. Läßst du mir nichts zur Letze,
mein feins brauns Meidelein,
das mich die Weil ergetze,
so ich von dir muß sein?
Hoffnung muß mich ernähren,
nach dir so werd ich krank;
thu bald herwieder kehren,
die Zeit ist mir zu lang.

3. Sei weis, laß dich nit affen!
der Klaffer sind so viel;

halt dich gen mir rechtschaffen!
treulich dich warnen will;
hüt dich vor falschen Zungen,
darauf sei wol bedacht!
sei dir, schöns Lieb gesungen
zu einer guten Nacht.

In diesem Liede, welches für eine sehr große Anzal anderer Lieder Vorbild und Anlaß wurde, spricht sich das öde Spätherbstgefühl in Verbindung mit der Trauer des Abschiednehmens, ähnlich wie es so häufig in der Minnesängerpoesie vorkommt, aus, wiederum ohne Schilderung der Naturzustände, welche sich vielmehr nur in der Seelenstimmung des von der Geliebten Getrennten wiederspiegeln.

Diesem Liede möge ein, gleichfalls sehr verbreitetes und lange gesungenes Lied gegenüber treten, welches die Frische und Helligkeit des Frühlings und die durch den grünen Mai geweckte Wandersehnsucht in einen schönen Contrast mit dem schmerzlichen Abschiede setzt:

1. Wolauf, gut Gsell von hinnen!
meins Bleibens ist hie nit me;
der Mai der thut uns bringen
den Veiel und grünen Klee;
vorm Wald da hört man singen
der kleinen Vöglein Gsang,
sie singen mit heller Stimme
den ganzen Sommer lang.

2. Ich kann nit mehr geschweigen,
es glag mir nie so hart,
daß ich trag heimlich Leiden
gen einem Fräulein zart;
ihr Lieb hat mich umfangen
darzu ihr gut Gestalt;
daß ich dich, Lieb, muß meiden,
darzu zwingt mich Gewalt.

3. Gwalt, du bist eine große Pein,
weh der dich tragen muß!

du übest gen mir solchen Schein,
mein Leid war nie so groß;
hat mir ein Eid geschworen,
sie wollt mir bleiben stät,
sie wolt daran gedenken,
wenn sie ein Andrer bät. —

4. Das Mägdlein an der Zinnen lag,
sie sah zum Fenster nauß,
in rechter Lieb und Treue
warf sie zwei Kränzlein rauß,
das eine war von Veiel,
das ander von grünem Klee:
„soll ich dich, feins Lieb meiden,
meim Herzen dem gschicht weh.“

In Str. 2 bedeutet „es liegt (geliegt) mir hart“ oder „hart an“: es verursacht mir Kummer; in Str. 3 „Schein üben“ sich in seiner vollen Gestalt zeigen — beide Redeformeln damals sehr üblich.

Hieran mögen sich noch vier der im 16. Jarhundert beliebtesten und noch jetzt nicht ganz vergeßenen Lieder reihen, welche von mehr allgemeiner Haltung sind: eins als Abschiedslied des Jünglings, und ihm zur Seite ein gleiches, den Mädchen in den Mund gelegtes:

1. Ach Gott wie weh thut Scheiden!
hat mir mein Herz verwundt;
so trab ich über die Heiden
und traur zu aller Stund;
der Stunden der sind also viel,
mein Herz trägt heimlichs Leiden,
wiewol ich oft frölich bin.

2. Hätt mir ein Gärtlein bauen
von Veiel und grünem Klee,
ist mir zu früh erfroren,
thut meinem Herzen weh;
ist mir erfroren bei Sonnenschein

ein Kraut Je länger je lieber,
ein Blümlein Vergiß nit mein.

3. Das Blümlein das ich meine
das ist von edler Art,
ist aller Tugend reine;
ihr Mündlein ist so zart,
ihr Aeuglein die sind hübsch und fein,
wann ich an sie gedenke,
wie gern ich bei ihr wolt sein!

4. Solt ich mich meins Bulen erwegen,
als oft ein Andrer thut.
sollt führn ein fröhlichs Leben
darzu ein leichten Mut,
das kann und mag doch nit gesein;
gesegn dich Gott im Herzen!
es muß geschieden sein.

Die Redeweise in Str. 3 „sich einer Person oder Sache erwegen" bedeutet: dieselbe aufgeben — eigentlich: sich von derselben entfernen: ein Ausdruck, welcher sich in unserer heutigen Sprache nicht genau wiedergeben läßt, und den sich dieselbe zu ihrem sehr merklichen Nachteil hat entgehen laßen.

1. Ich armes Meidlein klag mich sehr,
wie will mir nur geschehen!
daß ich den Allerliebsten mein
so lang nit hab gesehn,
der mir viel Weil und Zeit vertreibt,
sonst keiner auf dieser Erden;
wann ich gedenk, wie es ihm geht,
mein Herz in großem Trauren steht,
ich kann nit frölich werden.

2. Ach reicher Christ, gib mir das Glück:
wo er reit in dem Lande,
bewahr ihm seinen graden Leib
vor Leid und auch vor Schande!
des will ich immer danken Gott
allzeit und alle Stunde;

wann ich gedenk, daß ihm wolgeht,
mein Herz in großen Freuden steht,
kein Liebrer soll mir werden.

3. Er zog mit meinem Willen nit hin,
doch war sein Herz mein eigen;
viel Guts ich mich zu ihm verseh,
treu Dienst will ihm erzeigen;
kein Falsch hat er an mir erkannt,
an meinem ganzen Leibe;
noch ist der Knab so wol gemut,
für ihn nähm ich nits Kaisers Gut;
vergiß nit mein in Treuen!

Sodann noch zwei Gesprächlieder der Abschied Nehmenden:

1. Wiewol ich arm und elend bin,
so trag ich doch ein stäten Sinn,
Hoffnung thut mich ernähren;
was mir von Gott bescheret ist
mag mir kein Mensch nicht wehren.

2. Viel falscher Zungen haßen mich,
ich hoff es soll sie helfen nicht,
Gott ist von großer Güte;
dem ich mich allezeit befilch,
der wird mich wol behüten.

3. Und wärn der Neider noch so viel,
so gschicht doch, was Gott haben will,
Gott ist mein Trost auf Erden.
So schwör ich doch bei meinem Eid:
kein Liebre soll mir werden.

4. Mein Herz das ist betrübet sehr,
Gott alle Ding zum Besten kehr!
Ich fahr dahin mit Schmerzen.
Ich seh, daß ichs nicht wenden kann,
Gott tröst all btrübte Herzen!

5. „Fährst du dahin und läßt mich schier,
was läßst du mir zur Letze hier,
daß ich mich Leids ergetze?“

Die rechte Lieb und Stätigkeit
laß ich dir feins Lieb, zur Letze.

1. So wünsch ich ihr ein gute Nacht,
bei der ich war alleine;
ein traurig Wort sie zu mir sprach:
„wir zwei müßen uns scheiden!“
„Ich scheid nit weit, Gott weiß die Zeit,
Wiederkommen das bringt Freude.“

2. Und nächten da ich bei ihr war,
ihr Angsicht stund voll Röte,
sie sah den Knaben freundlich an,
sprach: „daß dich Gott begleite!
Mein Schimpf, mein Scherz! Scheiden bringt Schmerz,
das bin ich worden innen.“

3. Das Mägdlein an dem Laden stund,
hub kläglich an zu weinen:
„gedenk daran, du junger Knab,
laß mich nicht lang alleine!
kehr wieder bald, mein Aufenthalt,
lös mich von schweren Träumen!“

4. Der Knab wol über die Haide ritt,
er warf sein Rösslein herumbe:
„nun gesegn dich Gott, mein schönes Lieb,
wend deine Red nicht umbe!
beschert Gott Glück, geht nimmer zurück,
du bist meins Herzen ein Krone.“

In dem ersten dieser beiden Lieder muß Str. 1, 3 das Wort „ernähren“ nicht in dem jetzigen Sinne genommen werden; ernähren bedeutet eigentlich, und auch damals noch, genesen machen, gesund erhalten, und so ist „Hoffnung thut mich ernähren“ dasselbe was wir jetzt durch „die Hoffnung erhält mich aufrecht“ ausdrücken. „Letze“ (Str. 5) bedeutet eigentlich das Zurückhalten des Abreisenden, das Mahl, den Trunk, mit welchen man ihn zum Abschiede noch einen Augenblick zurückhält, sich und ihn noch einen Augenblick erfreut —

eine beim Scheiden erwiesene Gutthat. In dem zweiten Liede muß Str. 2 das Wort „Schimpf" selbstverständlich im alten Sinne: heiteres Spiel, Belustigung, genommen werden.

Noch muß unter den Abschiedsliedern eins aufgeführt werden, in welchem, abweichend von den bisher mitgeteilten Liedern, der Abschied die Entsagung in sich schließt, und zwar eine Entsagung mit weit leichterem Sinn als ihn die bisherigen Lieder darstellen.

1. Ich schell mein Horn ins Jammerthal,
mein Freud ist mir verschwunden,
ich hab gejagt, muß abelan,
das Wild lauft vor den Hunden:
ein edel Thier in diesem Feld
hatt ich mir auserkoren;
das scheucht ab mir
als ich wol spür,
mein Jagen ist verloren.

2. Fahr hin, Gewild, in Waldes Lust!
ich will dir nimmer schrecken
mit Jagen deine weiße Brust,
ein Andrer muß dich wecken
mit Jägers Gschrei und Hundes Biß,
daß du nicht magst entrinnen;
halt dich in Hut,
mein Thierlein gut!
mit Leid scheid ich von hinnen.

3. Kein Hochgewild ich fahen kann,
das muß ich oft entgelten,
noch halt ich stät auf Jägers Bann,
wiewol mir Glück kommt selten.
mag mir nit gbirn ein Hochwild schon,
so laß ich mich begnügen
an Hasenfleisch,
nit mehr ich heisch,
das mag mich nicht betrügen.

Dieses Lied, eigentlich ein auf die unglücklichen Unternehmungen des Herzogs Ulrich von Würtemberg 1510 gedichtetes, mithin historisches Lied, ist später, wie die Haltung desselben mit sich brachte, als ein Liebeslied, welches Abschied und Entsagung ausdrücke, angesehen und in diesem Sinne als ein sehr beliebtes Lied durch das ganze Jarhundert überall in Deutschland gesungen worden. Auch die neueren Sammlungen von Volksliedern haben es aufgenommen, zuerst das Wunderhorn (1, 162), nur mit dem Fehler in der ersten Zeile: „ich schwing mein Horn", was gar keinen Sinn hat. „Schellen" bedeutet erschallen laßen, und es liegt in dem Blasen des Jägerhorns eine Anspielung auf das Würtembergische Wappen. „Gebirn" in Str. 3 bedeutet: zu Theil werden.

Von den noch jetzt gesungenen Volksliedern des Abschieds läßt sich sagen, daß nicht wenige derselben an Herzlichkeit und Innigkeit, an dichterisch verklärter Wehmut und Trauer den älteren Lieder dieser Art ebenbürtig zur Seite stehen. Zunächst möge an das sehr bekannte Lied: „So viel Stern am Himmel stehen" erinnert werden, welches im Wunderhorn 2, 199 enthalten ist, und in veränderter Form in dem Teutschen Liederbuch für Hochschulen, 1823, S. 434 erschien, in welch letzterer Form es auch in die meisten neueren Sammlungen, sogar in die neue Ausgabe des Wunderhorns und in die Altrheinländische Mährlein und Liedlein (nicht aber in Simrocks Volkslieder) aufgenommen worden ist. Als wirklich im Volke um den Anfang dieses Jarhunderts vorhanden gewesenen Text kann ich nur den folgenden verbürgen:

1. So viel Stern am Himmel stehen,
so viel Schäflein als da gehen
in dem grünen grünen Feld, :,:

2. So viel Vögel als da fliegen,
als da hin und wieder fliegen,
so viel mal sei du gegrüßt. :,:

3. Soll ich dich denn nimmer sehen?
ach das kann ich nicht verstehen;
o du bittrer Scheidensschluß! :,:

4. Wär ich lieber schon gestorben,
eh ich mir ein Schatz erworben,
wär ich jetzt nicht so betrübt :,:

5. Mit Geduld will ich es tragen,
alle Morgen will ich sagen:
o mein Schatz, wann kommst zu mir? :,:

Die übrigen fünf Strophen des Wunderhorns gehören sichtlich der Kunstdichtung zu, wie denn die Worte der sechsten Strophe des Wunderhorns „was für Wellen was für Flammen schlagen über mir zusammen" sogar nachweislich eine Reminiscenz aus Canitz Gedichten enthalten. Eben so verhält es sich mit den hinzugedichteten Zeilen in der dem „Teutschen Liederbuch" angehörigen Recension, durch welche aus den zehn dreizeiligen Strophen des Wunderhorns fünf siebenzeilige Strophen gemacht wurden. In dieser letztern Abfaßung mit ihrer ansprechenden, der wirklichen Volksmelodie sich nahe anschließenden Sangweise ist denn das Lied fast dreißig Jahre lang ein mit Recht sehr beliebtes Lied gewesen, aber dadurch eben doch kein Volkslied geworden.

Sodann gehören zu den besten Erzeugnissen des neueren volksmäßigen Abschiedsliedes folgende zwei Lieder, von denen das erstere schon seit den ersten zehn Jahren dieses Jarhunderts, das andere etwa um 1830 allgemein bekannt geworden ist.

1. „Warum bist du denn so traurig?"
„Bin ich aller Freuden voll?"
„Meinst, ich sollte dich verlaßen?
Du gefällst mir gar zu wol."

2. „Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt;
draußen singen schon die Vögel
in dem Walde mannigfalt."

3. Saßen da zwei Turteltauben,,
saßen wol auf grünem Ast:
wo sich zwei Verliebte scheiden,
da wächst nicht mehr Laub und Gras.

4. Laub und Gras das mag verwelken,
aber treue Liebe nicht;
kommst mir zwar aus meinen Augen,
doch aus meinem Herzen nicht.

1. Morgen muß ich weg von hier
und muß Abschied nehmen;
o du allerhöchste Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Der ich dich so treu geliebt
über alle Maßen,
ich soll dich verlaßen.

2. Wenn zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen;
wie viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

[3. Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
denke, daß es Seufzer sein,
die ich zu dir sende;
tausend schick ich täglich aus,
die da wehen um dein Haus,
weil ich dein gedenke.]

Die dritte Strophe dieses zweiten Liedes ist ohne alle Frage unecht; die Bildlichkeit und Sentimentalität derselben ist dem ächten Volkslied gänzlich fremd. Uebrigens empfehlen sich beide Lieder durch ihre vorzügliche Melodien. Letzteres gilt auch von dem modernen dialectischen Volkslied: „Muß i dann muß i dann zum Städele naus“. Sehr lange, bis in

die allerneueste Zeit, und sehr allgemein beliebt und für ein eigentliches Volkslied gehalten war das Lied des aus der Sturm- und Drang-Periode durch seine Idyllen, seine Genoveva, Scenen aus Faust bekannten (Maler) Müller: „Heute scheid ich, heute wander ich“. Das Lied trägt allerdings etwas vom Stile des Volksliedes an sich, doch ist derselbe allzu nachläßig, und die ganze Haltung des Liedes weit unsicherer, als dem echten Volkslied eigen ist. Aehnlich verhält es sich mit dem, ursprünglich in schweizerischem Dialect verfaßten Lied, „Herz, mein Herz, warum so traurig“, welches freilich als ein Lied der Heimatssehnsucht, mit unsern Liedern nur äußerlich verwandt ist, und manchen andern Liedern.

Den Abschiedsliedern mögen einige Lieder von der Untreue folgen. Denn auch von der Untreue weiß die deutsche Volksdichtung — nicht so die ältere Minnepoesie, — wenn es gleich verhältnismäßig nur sehr wenig Lieder sind, welche diesen Stoff behandeln, und die herbe Teuschung des Herzens in den einfachen Tönen warhaften Schmerzes und tiefer Klage besingen. Noch seltner sind die Lieder, welche die Untreue in einer geschichtlichen Begebenheit erzälen oder in eine solche einkleiden. Die Seltenheit dieser Lieder, welche in der romanischen Poesie eine nicht unerhebliche Rolle spielen, dient zum Zeugnis, daß die Liebe von Alters her bei dem deutschen Volke mehr gewesen ist als Leidenschaft, als Sinnenspiel und Zeitvertreib, mehr als eine der vielen Formen des Egoismus. Das „ich bin dein und du bist mein, uns soll der Tod nicht scheiden“ ist für den Deutschen nicht allein der Ausdruck der himmlischen, es ist auch der Ausdruck der irdischen Liebe, oder vielmehr, weil dieses Wort voller warhafter Ausdruck der irdischen Liebe ist, so konnte es auch die himmlische Liebe so voll und ganz bezeichnen, wie das neben uns kein Volk der Erde vermocht hat. Am allerseltensten sind deshalb Lieder der leichtsinnigen Untreue, wie deren bei unsern west-

lichen nnd südlichen Nachbarn so viele gefunden werden. Die wenigen Stücke, welche hier aufgeführt werden, umfaßen so ziemlich auch alles, was in diesem Zweige aus älterer Zeit Bedeutendes vorhanden ist.

Zunächst muß an das S. 124 mitgeteilte Lied erinnert werden, in welchem wir die Untreue auf eine ergreifende und beinahe großartige Weise von der Treue besiegt sahen. Im schärfsten Contrast hierzu steht folgendes Lied der leichtsinnigen Untreue, ein Lied der leichtsinnigen Reiterliebe:

1. Der Kukuk hat sich zu Tod gefallen
von einer holen Weiden,
wer soll uns diesen Sommer lang
die Zeit und Weil vertreiben?

2. Das soll sich thun Frau Nachtigall,
sie sitzt auf einem Zweige,
sie singt, sie springt, ist Freuden voll,
wenn andre Vögel schweigen.

3. Mein Bul hat mir ein Brief geschickt,
darin da steht geschrieben,
sie hab ein andern lieber denn mich;
darauf hab ich verzigen.

4. Hast du ein andern lieber denn mich,
das acht ich warlich kleine,
da sitz ich auf mein apfelgrau Ross
und reit wol über die Heide.

5. Und da ich über die Heide kam,
mein feins Lieb trauret sehre;
laß farn, laß farn, was nit bleiben will,
man findt der schön Jungfräulein mehre.

Es scheint auf den ersten Blick, als sei von einer zweifachen leichtsinnigen Untreue, der des Mädchens und des Reitersknaben, die Rede, aber die letzte Strophe zeigt uns, daß es sich doch anders verhält: das Mädchen hat dem Leichtsinnigen, wol eben um seines Leichtsinns willen, aufgekündigt,

aber dieses Aufkündigen hat das Herz der immer noch Liebenden schwer verwundet; sie trauert tief, denn sie liebte nur ihn, den leichtsinnigen Reiter, und daß sie einen Andern lieber habe, war Vorwand — vielleicht hat sie es gar nicht gesagt, sondern es war nur Voraussetzung und leichtsinnige Selbstbeschwichtigung des Gleichgültigen und Flatterhaften. Er jedoch ist froh, des Bandes los zu sein: der alte, schwarze häßliche Kukuk ist todt, die Nachtigall singt noch und singt überall — schönere Liebesfreuden sind überall zu finden, als die waren, deren ich überdrüßig geworden war und die ich froh bin, jetzt los zu sein. Er versteht das liebende Herz nicht und will es nicht verstehen, er zieht in leichter Lust dahin auf Nimmerwiedersehen, neuen Abenteuern zu, freut sich seiner Freiheit und des bunten Wechsels — fahr hin, was nicht bleiben will, mir machts keine Sorge!

Das Lied hat sich, wenn schon mehrfach variiert, bis in die neueste Zeit erhalten; namentlich ist die erste Strophe noch heute hier und da bekannt und bezeichnet regelmäßig, daß etwas Unangenehmes, überdrüßig Gewordenes, vorüber ist, wie denn der Kukuk (Gutzgauch, Gauch) in der älteren Volkspoesie stets als Symbol widerlicher, ja gefährlicher Dinge dient, und namentlich den schnöden Undank bezeichnet (weil er nach der alten Vorstellung seine Pflegeeltern, die Grasmücken, auffrißt). In diesem Sinne wird der Kukuk von dem Volke noch jetzt aufgefaßt, und gilt sogar „Kukuk“ ganz allgemein als ein Verkleidungswort für „Teufel“.

Die leichtsinnige und launenhafte Liebe des Mädchens wird in folgendem Liedchen dargestellt:

1. Nächten, da ich bei ihr war,
schwatzten wir dann dieß, dann das,
auch sehr freundlich zu mir saß,
sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

2. Nächten, da ich von ihr scheid,
freundlich wir uns herzten beid,

mir verhieß bei ihrem Eid,
mein zu sein in Lieb und Leid.

3. Nächten, da ich von ihr gieng,
sie gar freundlich mich umfieng,
dazu sehr ferr mit mir gieng,
und war gar sehr gut all Ding.

4. Heute, da ich zu ihr kam,
war es alles widerzam,
bösen Bscheid ich da bekam,
mußt abziehn mit Spott und Scham.

Das Lied gehört der späteren Zeit des alten Volksliedes, dem Jahr 1593, an. „Nächten" bedeutet: gestern Abend, und „widerzam" bedeutet nicht etwa „wieder zahm", wie die älteren Abdrücke des Liedes bei Eschenburg, im Wunderhorn und auffallender Weise sogar bei Hoffmann (Gesellschaftlieder 35) haben, sondern: wider alles Ziemen verkehrt, — es war ihr alles nicht recht, nicht nach dem Sinne. Dieses bezeichnende Wort (widerzaeme) hat sich seitdem die Schriftsprache entgehen laßen; unser jetziges Wort „launenhaft" kommt dem Sinne von widerzam zwar einigermaßen nahe, erreicht ihn aber doch lange nicht.

Die Untreue des Mädchens ist in folgendem Liede geschildert:

1. Wol heur zu diesem Maien
in Grün wolt ich mich kleiden;
den liebsten Bulen den ich hab,
der will sich von mir scheiden;
das macht allein sein Untreu,
sein wankelmütger Sinn;
hab Urlaub, fahr dahin!

2. Hätt mir zu Freuden ausgesät,
ein Andrer hat mirs abgemäht,
das macht das Wetter unstät,
ein kleiner Wind, der mirs hinweht:
da kam ein großes Güße

und führt mir alles dahin,
schafft, daß ich so traurig bin.

3. Ach Gott, wie soll ich mich ernähren?
mein feins Lieb hat mir Urlaub geben;
du darfst mir zwar nit Urlaub geben,
ich wolt mich dein wol selbst erwegen!
mit ihren falschen Worten
hat sies an mich gebracht,
hätt sonst an sie nit dacht.

Die Untreue des Jünglings dagegen ist in folgendem schönen Liede dargestellt:

1. Ach Gott, ich klag dir meine Not!
ich bin verwundt bis in den Tod,
und mir ist misselungen:
ich hätt mir ein feins Lieb auserkorn,
von ihm bin ich verdrungen.

2. Er hatt mich lieb, er hatt mich wert,
ich thät alls was sein Herz begert
in Züchten und in Ehren;
er hat ein Andre viel lieber denn mich,
er hat mich übergeben.

3. Was hilft dich, Knab, dein falsche List,
daß du so gar der Untreu bist,
magst nit auf mich gewarten?
dein Untreu hab ich längst gewist,
kränkt mir mein Herz, Mut und Sinne.

4. Hätt ich dein Untreu vor gewist,
deiner Liebe hätt mich nit gelüst,
du hast mir oft gelogen.
Fahr hin! fahr hin!
du mußt mir aus dem Herzen.

5. Der sich auf einen Distelbaum setzt,
und sich auf junge Knaben verläßt,
der läßt sich ein Blinden leiten;
Art die läßt von Arte nit.
Unkraut will aus dem Garten nit.

6. Ich hätt mir ein Apfel, war hübsch und rot,
hat mich verwundt bis in den Tod,
noch war ein Wurm darinne;
fahr hin, fahr hin, mein Apfel rot!
du mußt mir aus dem Sinne.

Ein drittes Lied, welches trotz seiner Anfangszeilen, die freilich nachgerade zu einer Trivialität geworden sind, ein sehr charakteristisches Gepräge trägt, ist folgendes:

1. Mein feins Lieb ist von Flandern
und hat einen wankeln Mut;
sie gibt ein um den andern,
das thut die Läng nicht gut;
doch bin ich stäts
ihr aller wolgemut,
ich wünsch ihr alles Gut.

2. Mein feins Lieb wollt mich lehren,
wie ich mich halten sollt
in Züchten und in Ehren;
fürwar ich bin ihr hold;
hold bin ich ihr,
zu ihr steht mein Begier,
wolt Gott ich wär bei ihr!

3. Was sah ich nächten spate
an einem Fenster stan,
an einem Kammerladen?
was hatt sie schneeweiß an?
was hatt sie an ihr Hände?
von Gold ein Ringelein,
die Herzallerliebste mein.

4. Und wär mein Lieb ein Brünnlein kalt,
und sprüng aus einem Stein,
und wär ich dann der grüne Wald,
mein Trauren das wär klein;
grün ist der Wald,
das Brünnlein das ist kalt,
mein Lieb ist wolgestalt.

5. Was sah ich in dem grünen Wald?
was sah ich hin und her?
ein Blümlein, das war wolgestalt,
und das mein Herz begert;
grün ist der Klee,
mein feines Lieb, alde, alde,
ich seh dich nimmerme.

6. In Schwarz will ich mich kleiden,
und leb ich nur ein Jahr,
um meines Bulen willen,
von der ich Urlaub hab.
Urlaub hab ich
ohn alle Schulden;
ich muß mich gedulden.

7. Der uns dieß Liedlein neu gesang,
so wol gesungen hat,
das hat gethan ein gut Gesell
an einem Abend spat;
er hats so wol gesungen
aus frischem freiem Mut;
er wünscht ihr alles Gut.

In diesem Liede kämpft, in ungeschminkt wahren und ansprechenden Zügen, die Besorgnis der Untreue des heiß geliebten Mädchens mit der innigsten und zärtlichsten Anhänglichkeit: er muß glauben, daß sie untreu ist, und kann es doch nicht, will es doch nicht glauben: wie sollte sie seine Treue, seine Herzlichkeit mit Wankelmut und Kälte vergelten? Und zürnen kann er ihr nicht — wenn sie ihn auch verläßt, er begleitet die Ungetreue mit seinen innigen Wünschen. Die Schlußstrophe zeigt, wenn es nicht die Wärme des ganzen Colorits und die einfache Natürlichkeit der Darstellung schon hinreichend darthäte, daß das Lied ein unmittelbarer Abdruck der eigenen Erfahrung, nicht etwa ein Erzeugnis dichterischer Divination ist.

Zuletzt dann noch eins der alten Lieder von — der Untreue, wenn man so will; doch ist es eben nur ein schmerz-

liches Klaglied des Mädchens, welches sein Lieb verloren hat; wie verloren? wird nicht gesagt, und die stilleste und beste Mädchenliebe muß ja nicht immer durch Untreue verloren gehen.

1. Ich hört ein Sichellein rauschen,
wol rauschen durch das Korn,
ich hört eine feine Magd klagen:
sie hätt ihr Lieb verlorn.

2. „Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
ich acht nit, wie es geh;
ich hab mir ein Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee.“

3. „Hast du ein Bulen erworben
in Veiel und grünem Klee,
so steh ich hie alleine,
thut meinem Herzen weh.“

4. Laß rauschen das Sichellein, rauschen,
und klingen durch das Korn!
ich weiß ein Meidlein trauren,
hat ihren Bulen verlorn.

Das schöne Lied war ein viel gesungenes und hat mancherlei Variationen erlebt; auch die Verfaßer des Wunderhorns haben es mit einer starken Veränderung und mit Zusätzen, welche nicht zu seinem Vorteil gereichen, aufgenommen. Es kann kaum etwas Schöneres geben, als der Gegensatz und zugleich die Einstimmung zwischen der tiefen stillen Liebestrauer und dem heitern, aber einförmigen und doch auch leise wehmütigen Klingen der Sichel im reifen Korn, was hier so ganz ohne Emphase in wirklich rührender Einfalt ausgesprochen wird.

Das einzige wirkliche Volkslied von der Untreue, welches die neuere Zeit erzeugt hat, ist das bekannte Lied (zuerst im Wunderhorn 3, 116—117):

1. Es steht ein Baum im Odenwald,
der hat viel grüne Aest,
da bin ich schon viel tausendmal
bei meinem Lieb gewest.

2. Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
der pfeift gar wunderschön;
ich und mein Schätzchen lauern auf,
wenn wir mitnander gehn.

3. Der Vogel sitzt in seiner Ruh,
wol auf dem höchsten Zweig,
und schauen wir dem Vogl zu,
so pfeift er allsogleich.

4. Der Vogel sitzt in seinem Nest,
wol auf dem grünen Baum;
ach Schätzel, bin ich bei dir gwest,
oder ist es nur ein Traum?

5. Und als ich wiedrum kam zu dir,
gehauen war der Baum;
ein andrer Liebster steht bei ihr —
o du verfluchter Traum!

6. Der Baum der steht im Odenwald
und ich bin in der Schweiz;
da liegt der Schnee, und ist so kalt,
mein Herz es mir zerreißt.

Die neuere Zeit ist, im Gegensatze gegen die ältere, reich an solchen Liedern der Untreue, dieselben entbehren jedoch, wie freilich die Mehrzahl der Liebeslieder aus dem Gebiete der Kunstpoesie überhaupt, allzusehr der rechten hellen, der unmittelbaren Warheit; man hört es ihnen nur allzu oft an, daß es nicht erlebte, daß es dichterisch erratene, daß es oft eigentlich erdichtete, willkürlich ersonnene Zustände sind, welche hier geschildert werden. Sehr nahe dem Volksliede steht Eduard Mörikes mit Recht vielbelobtes Lied:

Das verlaßene Mägdlein.

1. Früh, wenn die Hähne krähn,
eh die Sternlein verschwinden,
muß ich am Herde stehn,
muß Feuer zünden.

2. Schön ist der Flammen Schein,
es springen die Funken;
ich schaue so drein
in Leid versunken.

3. Plötzlich da kommt es mir,
treuloser Knabe,
daß ich die Nacht von dir
geträumet habe.

4. Thränen auf Thränen dann
stürzen hernieder;
dann kommt der Tag heran —
o gieng er wieder!

So glücklich auch der Gedanke ist, an dem Hineinschauen in die Flamme die Leidesgedanken sich entwickeln zu laßen, so reicht das Lied an Einfalt und an Mangel aller Emphase doch bei weitem nicht an das alte herzliche Lied von dem durch das Korn rauschenden Sichellein. Noch entfernter von dem Volksliede steht Eichendorfs allbekanntes „zerbrochenes Ringlein" (In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad), welches von Vielen als ein rechtes Volkslied ist angesehen und gesungen worden, auch wirklich einige alte volksmäßige Motive verwendet. Als lyrisches, singbares Product hat es vor Mörikes Gedicht entschieden den Vorzug, es fehlt ihm jedoch die Durchsichtigkeit des echten alten Volksliedes und die zwingende Notwendigkeit der Gedankenfolge, oder richtiger der Thatsachenfolge: das Reisen als Spielmann und das Fliegen in die Schlacht erscheint beides nicht gehörig motiviert, erscheint als ein Einfall, und das Ende ist — man mag sagen was man will — zu stark aufgetragen, und

erinnert einigermaßen an Millers Siegwartslied von dem Gärtner der ein trauriges Lied sang; in dem Munde eines Mädchens — das wird ein jeder durch das starke Gewürz unserer modernen Poesie nicht Verwöhnte und Verweichlichte zugeben — nähme sich dieser Schluß bei weitem beßer aus. Und doch — halten wir das „fahr hin, fahr hin, mein Apfel rot, du mußt mir aus dem Sinn" neben das „ich möcht am liebsten sterben, da wärs auf einmal still", so fragt es sich noch sehr, welcher Wendung wir auch in eines Mädchens Munde den Vorzug geben sollen. Es offenbart sich in den Gegensätzen, die wir hier berühren, die Gesundheit der alten Zeit gegenüber der nervösen Kränklichkeit der modernen Welt. Weit über Eichendorfs Lied und vielfach angelehnt an die besten Motive des alten Volksliedes steht, wie einsam auf höchster Bergeshöhe, Emanuel Geibels Lied: „Wenn sich zwei Herzen scheiden".

Die große Anzal derjenigen deutschen Volkslieder aus alter und neuer Zeit, welche die Schilderung der Treue zum Gegenstande haben, trägt in ihrer überwiegenden Mehrheit, namentlich in den Liedern ältern Ursprungs, den Charakter schlichter Einfalt, biederer Ehrbarkeit und naiver Treuherzigkeit, wie denn diese Züge die entschiedensten Charaktereigenschaften des deutschen Herzens und Lebens sind. Erkünstelte Sprödigkeit, Prüderie, eine pretiöse und eben darum auch pretentiöse Gemeßenheit, hinter welche sich etwa die Treue wie hinter einem Schilde versteckte, um desto vorteilhafter hinter demselben hervorzulauschen, sind dem deutschen Liede, aber von Grund aus auch dem dem deutschen Herzen fremd; stachlichte, wenn auch noch so geistreiche Neckerei, ein pikantes Schrauben, Hinhalten und Aufziehen, ein künstliches Versteckspiel und kleine maliciöse Treueproben, welches alles etwa nur dazu diente, um der Treue zu vermeintlich vorteilhafter Folie zu werden, und dieselbe mit desto größerem

Glanze aus dem künstlich-geistreichen Spiele hervortreten zu laßen — alle diese Eigenschaften, durch welche sich das italienische und französische Liebeslied auszeichnet, gelten im wirklich deutschen Leben, in welches sich noch kein Blendlingsgeist, keine „Weltcultur" eingemischt hat, für keine Auszeichnung, und sind dem Character des deutschen Volksliedes geradehin zuwider. Unsere natürliche Stimmung ist die der einfachen, ihrer selbst unbewusten Herzlichkeit, Offenheit und Gutmütigkeit, die sich gibt wie sie ist, und sich gern und leicht ganz gibt, eben so aber auch genommen sein will. Wir stimmen darin, so weit wir Blut und Sitte unvermischt erhalten haben, weit mehr mit einigen slavischen Stämmen und mit dem lithauischen Volksstamme, als mit unsern westlichen Nachbarn überein, nur daß unsere Stimmung heiterer und heller ist, und nicht so ganz in das Wehmütige und Elegische übergeht, wie die Stimmung der Serben, der Südrussen und Lithauer, welche diese in ihren Liedern von treuer Liebe an den Tag legen. Ja selbst großartigere Beispiele einer heldenmütigen oder doch unter schwierigen Verhältnissen bewiesenen Treue sind verhältnismäßig nur sehr selten in unseren Liedern vertreten.

Mit dem Maßstabe unseres heutigen Geschmackes gemeßen, könnte die nicht unansehnliche Reihe unserer Treue-Lieder (eine ganze Anzal findet sich z. B. in Simrocks Volksliedern Nr. 129 und weiter zusammengestellt) beinahe für ermüdend und langweilig gehalten werden, denn nicht alles, was sich als schön und würdig im Leben darstellt, ist es darum auch in ganz gleichem Grade in der Poesie. Doch darf hier wol mit allem Fug geltend gemacht werden, daß da, wo es sich um eigentliche Volkspoesie, um das aus innerer Notwendigkeit, mit tiefem unbewustem Drange von dem dichtenden Volke Erzeugte handelt, es beinahe unmöglich ist, Leben und Poesie zu trennen: ein wahres Volksgefühl, eine wahre Empfindung, welche in gleicher Weise viel tausend

Herzen durchziehet und belebt, wird immer wenigstens einen warhaft poetischen Ton anzuschlagen, immer eine warhaft dichterische Seite erklingen zu laßen wißen. So wenig der, welcher nur noch einen Zug von dem innigen deutschen Naturgefühl, von der still für sich blühenden dichterischen Liebe, der Herzensliebe, der Minne, in sich trägt, die Minnepoesie der alten Zeit für unpoetisch halten und um ihrer Einförmigkeit willen ermüdend nennen kann, so gewis wird nur der diese Lieder der Treue, welche der deutschen Volkspoesie angehören, für ermüdend und langweilig erklären, welcher die einfache herzliche Treue im Leben selbst für prosaisch und langweilig hält.

Nicht wenige dieser Lieder der Treue sind zugleich oder vornämlich Abschiedslieder, wie denn unter den vorher mitgeteilten Abschiedsliedern sich mehrere finden, welche auch hierher gezogen werden können, z. B. das Lied „Wiewol ich arm und elend bin". Von diesen muß hier abgesehen werden, und darf sich die Auswal auf eine geringe Anzal beschränken.

Zunächst ein einfaches, herzliches Treuelied des Jünglings, und ein eben so einfaches, gleichsam als Antwort auf das erste dienendes Lied in welchem ein Mädchen die Treue seines Herzens und Lebens ausspricht; dafür, daß die einfache Gesinnung der Treue das ganze Volk durchzog, können diese der zweiten Hälfte des 16. Jarhunderts angehörigen Lieder auch in so fern als Beleg dienen, als das erste im Norden, das andere im tiefen Süden Deutschlands seinen Ursprung hat.

1. Kein größer Freud auf Erden ist,
denn wer bei seiner Liebsten ist,
bei seiner Liebsten alleine;
der mag wol reden, was ihm gebrist,
und was ihn in seinem Herzen gelüst,
freundlich thun sie anschauen.

2. Ich hatt einen Bulen, das ist wahr,
drei Viertel länger denn ein Jahr,
ich durft es niemand sagen;
ich hatte sie lieb von ganzem Herzen,
ich durft ihr kein freundlich Wort zusprechen,
ich furcht, sie möcht mirs für übel haben.

3. Ich gieng wol über ein grünen Plan,
da sah ich viel hübscher Jungfrauen stan,
mein feins Lieb war darunter;
mein Lieb daucht mich die Schönste sein,
die Herzallerliebste mein,
vor andern auserkoren.

4. Mein feins Lieb trägt ein schwarzes Kleid,
darunter trägt sie groß Herzeleid,
das kann ihr niemand wenden,
denn du allein, du höchster Hort!
tröst sie mit einem freundlichen Wort,
tröst sie in ihrem Elende.

5. Ich hab ein Ring an meiner Hand,
den gäb ich nicht um das deutsche Land,
er kommt von ihren Händen;
der Ring der ist von rotem Gold,
darum bin ich dem Mägdlein hold;
wolt Gott, ich möcht ihr dienen!

6. Eh ich mein Bulen wollt fahren lan,
eh wolt ich mit ihr ins Elend gan,
wolt meiden weltliche Freude,
hab ihr vertraut auf guter Baut,
der Herzallerliebsten mein,
ich will sie noch wol finden.

7. Der uns dieß Liedlein neu gesang,
ein feiner Knab ist er genannt,
er hats so wol gesungen;
er geht zu Lüneburg aus und ein
bei der Herzallerliebsten sein,
er bleibt wol unverdrungen.

1. Ich hab mir ein stäten Bulen zwar,
drei Viertel und ein ganzes Jahr
bin ich ihm hold gewesen,
ich bin ihm hold von Grund meins Herzen,
ich darf nit frölich mit ihm scherzen,
ich fürcht man werd es innen.

2. Und wenn ich vor mein feins Lieb geh,
so gschicht mir in meinem Herzen weh,
daß ich sein Lieb muß meiden,
daß ich sein Lieb muß heimlich tragen:
das will ich dir in Treuen klagen,
wie kanns mein Herz ertragen?

3. Ich trag ein Ring an meiner Hand,
ich gäb ihn nit um das ganze Land,
er kommt mir von großer Güte;
der Ring der hat ein braunen Stein,
es weiß niemand wan ich und du allein,
er erfreut mir mein Gemüte.

4. Und wenn du weder Samt noch Seiden trägst an,
so will ich dichs nit entgelten lan:
du bist meines Herzen ein Ziere,
du bist meines Herzen ein höchster Hort,
sprichst du zu mir ein freundlichs Wort,
so tröst du mich in meinen Nöten.

5. Ei wer ist der uns das Liedlein sang?
ein schöne Jungfrau ist sie genannt,
sie hats so frei gesungen,
sie hats von ihrem Bulen gemacht,
sie spricht: alde zu guter Nacht!
schier will ich wiederkommen.

In dem ersten Liede ist Str. 1 „gebrist" das, was wir durch „gebricht" ausdrücken, und Str. 6 bedeutet „Baut": Tausch. Im zweiten Liede Str. 1 ist das Wort „zwar" noch in seinem eigentlichen Sinne (zu wahren): gewis, sicher, zu nehmen, welchen es erst seit dem Ende des 17. Jarhunderts verloren hat.

Hiernächst noch zwei gleichfalls unter einander verwandte Lieder der ehrbaren Liebe und Treue, wie sie im wackern, im züchtigen und frommen Bürgerleben erschienen ist und noch erscheint; freilich sticht diese Liebe und Treue gegen eine phantastische Roman- und Theaterliebe und gegen die pikanten Zustände, die man uns in der neuesten Zeit für Liebe hat verkaufen wollen, und in denen die Treue zum Spott gemacht wird, als ziemlich schwerfällig und hausbacken ab; aber ob die alten Zustände, Sitten und Lieder von der Art seien, daß sie sich neben den neuen Zeitsitten und Zeitpoesieen gar nicht mehr dürften sehen laßen, das werden mit mir alle die sehr bezweifeln, welche sich selbst achten und die Selbstwegwerfung an das Fremde verschmähen.

1. Mir liebt im grünen Maien
die frölich Sommerzeit,
in der sich thut erfreuen
die ganze Christenheit,
und auch die Liebst auf Erden,
die mir in meinem Herzen leit.

2. O Mai, du edler Maie!
der du den grünen Wald
so herrlich thust bekleiden
mit Blümlein mannigfalt,
darin sie thut spazieren
die Allerliebst und Wolgestalt.

3. Ach Gott, du wöllst mir geben
in diesem Maien grün
ein frölich gsundes Leben,
und auch die Zart und Schön!
die du mir, Gott, geschaffen,
kann mir doch nit entgehn.

4. Bei der ich hab erkennet
ihr große Gnad und Gunst;
mein Herze seufzt und sehnet,
verhaft mit Liebesbrunst;

wanns Gott nit schickt und schaffet
so ist es alls umsunst,

5. Lieb hab ich sie mit Schmerzen,
das gschicht doch manchem mehr;
freu mich von Grund meins Herzen
wann ich nur von ihr hör;
nichts liebers möcht mir doch geschehn
dann daß ich immer bei ihr wär.

6. Es wird mir doch auf Erden
weil die Welt ist so weit,
mein feins brauns Mägdlein werden,
Gott weiß die rechte Zeit;
nun will ich der erwarten,
die mir mein Herz erfreut.

7. Grüß mir sie Gott in Freuden,
Gott geb gleich wo sie sei!
die ich jetzund soll meiden
derselben ich mich freu;
bei allen andern schön Jungfraun
hab ich sie lieb allein.

8. Reut mich doch nichts in allem,
wo ich ihr dienen soll
trag ich groß Wolgefallen;
mein Herz ist Freuden voll,
aus inbrünstig rechtschaffner Lieb,
möcht ihr gern dienen wol,

9. Und daß ich bei ihr gerne
bin je und allezeit,
soll mir doch niemand wehren,
der mich schon darum neidt;
so will ichs doch nicht laßen
und wärs ihm gleich im Herzen leid.

10. Nichts ist daran gelegen,
ob schon sind Neider viel;
es gschicht dannoch allwegen
was mein Gott haben will;

seiner thu ich mich trösten,
er weiß das rechte Ziel.

11. Will das Vertrauen setzen
auf Gott den Herren mein;
doch kann mein Herz ergetzen
die Allerliebste mein;
hat mirs Gott anders auserkoren,
so will ich ewig bei ihr sein.

12. Auf geht sie mir im Herzen
gleich wie die helle Sonn;
so ich mit ihr solt scherzen,
das wär mir Freud und Wonn;
allein die Zeit thut mich erfreun
in der ich selber zu ihr komm.

13. Lieblich ists allenthalben
wenn Gott den Sommer sendt,
laß mirs auch wolgefallen;
allein die Gott wol kennt,
mein Hoffnung und ganz Leben
befilch ich ihm in seine Händ.

1. Nun grüß dich Gott im Herzen,
du Auserwählte mein!
du wendst mir viel der Schmerzen
darzu manch schwere Pein.
Wann ich denk an die Treue dein,
so kann ich nichts als frölich sein
und leben wolgemut.
Dein freu ich mich aus Herzengrund:
der lieb Gott spar dich lang gesund,
halt dich in seiner Hut.
Allein gut Achtung auf dich gib,
daß dich der Kläffer nicht betrüb,
trau nicht den Worten sein,
denn sein Wort sind mit Gall vermischt,
sein Herz steckt voll Neid, Haß und List;
drum folg der Warnung mein.

2. Treu hab ich dir geschworen,
das weißt, Herzliebelein,
für andern dich erkoren,
in mein Herz gschloßen ein,
nimmermehr zu verlaßen dich,
bei dir verharrn beständiglich,
bis kommt die liebe Zeit,
darinnen ich mag für und für
aufschließen dir der Liebe Thür,
leben bei dir in Freud.
Ich glaub nicht daß deins Gleichen lebt
die so rechtschaffen Liebe pflegt,
denn du Herzlieb allein.
Du bist meins Lebens Aufenthalt,
dir geb ich mich in dein Gewalt
bis an die Hinfart mein.

3. Kein Untreu solt du spüren,
dieweil ich leb auf Erd;
ich will dich nicht verführen,
dich halten lieb und wert,
versprech dir hiemit bei der Hand
mein Treu und Ehr zu einem Pfand
aus wolbedachtem Sinn.
Von dir will ich nicht weichen ab,
bis man mich hinträgt in das Grab:
des solt du werden inn.
Daß ich so selten komm zu dir,
gschicht niemand wirser je denn mir,
wie du weißt selber wol.
In deinem Dienst trag ich Geduld;
weil ich erworben hab dein Huld,
nichts mehr mich kränken soll.

4. Nachtgall thu dich herschwingen,
du mußt mein Bote sein;
dieß Liedlein solt du bringen
der Auserwählten mein!
und schwing dich eilends vor ihr Haus,
richt mir die Sach fein fleißig aus,
sag niemand nichts davon.

Wann du kommst vor Liebes Fensterlein,
mit deinem güldnen Schnäbelein
klopf gar fein leis daran,
und grüß mir sie, meins Herzn ein Kron,
gib ihr das Liedlein, fleug darvon,
und bring mir Antwort bald;
wann du wiedrum kommst zu mir,
gar treulich will ich lohnen dir
dort in dem grünen Wald.

Dieß zweite Lied ist eins der spätesten Lieder des sechzehnten Jarhunderts, und aus einer Reihe von Reminiscenzen aus älteren Volksliedern, doch auf geschickte und sinnige Weise, zusammengesetzt. Das Wort „wirser" in Str. 3 bedeutet: ärger, schlimmer.

Von den Liedern, welche großartige Proben der Liebestreue schildern, gehört eins zu den bekanntesten Volksliedern überhaupt: „Es stund eine Linde im tiefen Thal". Es folgt hier eine der ältesten Formen dieses Liedes (Uhland Nr. 116 S. 263).

1. Es steht eine Linde in jenem Thal,
ist oben breit und unten schmal,
darauf da sitzt die Nachtigal
und andre Vögelein vor dem Wald.

2. „Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
du kleines Vöglein vor dem Wald!
sing an, sing an, du schöns mein Lieb!
wir beide müßen uns scheiden hie."

3. Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum,
er führts wol unter den Lindenbaum,
sie half ihm in den Sattel so tief:
„wann kommst du herwieder, du schöns mein Lieb?"

4. „Wann es geht gegen dem Sommer
will ich herwieder kommen,
wenn alle Bäumlein tragen Laub,
so schau auf mich, du schöne Jungfrau!"

3. „Wen setzst du mir zu einem Bürgen?“
„den heiligen Ritter Sact Jörgen;
so trau ich meinem Bürgen so wol,
daß ich bald wieder kommen soll.“

6. „Es geht wol gegen dem Sommer,
mein feins Lieb will nicht kommen“,
sie gieng spazieren vor dem Holz,
begegnet ihr ein Ritterlein stolz.

7. „Gott grüß euch, Jungfrau reine!
was macht ihr hie alleine?
ist euch eur Vater und Mutter so gram,
oder habt ihr heimlich einen Mann?“

8. „Vater und Mutter ist mir nicht gram,
heimlich hab ich wol einen Mann:
dort unter der Linden also breit
da schwur er mir ein hohen Eid.“

9. „Hat er euch ein Eid geschworen,
wann habt ihr ihn verloren?“
„so ist es heut ein ganzes Jahr,
daß ich mein Lieb verloren hab.“

10. „Was wollt ihr ihm entbieten?
ich komm erst von ihm geritten,
so ist es doch heut der neunte Tag,
daß man ihm ein Jungfräulein gab.“

11. „Hat man ihm ein Jungfräulein geben,
so will ich beweinen mein junges Leben;
weil er mir nicht kann werden zu Theil,
so wünsch ich ihm viel Glück und Heil.

12. Und kann er mir nicht werden,
der Liebst auf dieser Erden,
so will ich brechen meinen Mut,
gleich wie das Turteltäublein thut.

13. Es setzt sich auf ein dürren Ast,
das irret weder Laub noch Gras,

und meidet das Brünnlein kühle
und trinket das Waßer trübe."

14. Was zog er ab der Hände sein?
von rotem Gold ein Fingerlein:
„seht hin, schöne Jungfrau, das sollt ihr haben,
eur feins Lieb sollt ihr nicht länger klagen."

15. Sie warf den Ring wol in ihr Schoß,
mit heißen Thränen sie ihn begoß,
sie sprach: „den Ring will ich nicht haben,
mein feins Lieb will ich länger klagen."

16. Da zog er ab sein Seidenhut,
erst kennet ihn die Jungfrau gut:
„bis Gott willkomm, du schöns mein Lieb,
wie lang ließst mich in Trauren hie!"

17. „Da thät ich dich versuchen,
ob du mir thätest fluchen,
und hättest du mir ein Fluch gethan,
so wär ich geritten wieder davon.

18. Da du mir nicht thätst fluchen,
da erfreut sich mein Gemüte,
du machst mein Herz ganz Freuden voll,
du erfreust mich, daß ich dich haben soll."

Aus dieser Faßung ist diejenige Form unseres Liedes, wie dieselbe wenigstens seit dem Anfange dieses Jarhunderts, vielleicht seit weit längerer Zeit, allgemein gesungen wurde, mit nur geringen Aenderungen hervorgegangen. In dieser Gestalt wurde das Lied auch in das Wunderhorn (1, 61; nur: „es sah eine Linde ins tiefe Thal), und von da aus in fast alle neuere Sammlungen von Volksliedern aufgenommen. Es gab jedoch im sechzehnten Jarhundert, aus welchem unsere aus Uhland entlehnte Recension herrührt, noch andere Lieder gleiches Anfangs aber sehr abweichenden Inhalts. Eins dieser Lieder (in welchem die Nachtigall als Botin zur Anfertigung und Ueberbringung eines Ringleins

benutzt wird) findet sich gleichfalls bei Uhland 1, 47—49. Ein anderes Lied dieses Anfangs, dessen Inhalt nichts weniger als die Treue gewesen sein kann, deutet unser Satyriker Fischart mit nachdrücklichem Verwerfungsurteil an.

Ein zweites Lied der erprobten Liebestreue ist folgendes, welches Uhland (1, 267 Nr. 117) nach einer aus mündlicher Tradition geschöpften Mitteilung der Dichterin Annette von Droste gibt:

1. O Schiffmann!
lass du das Fähnlein rumme drehn,
lass du das Schifflein untergehn,
lass du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

2. O Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann, halt!
ich habe einen Vater noch,
der wird mich nicht verlassen,
nicht verlassen.

3. O Vater!
verkauf du deinen roten Rock
und rette mir mein Leben doch,
und rette mir mein junges
frisches Leben!

4. O Schiffmann!
lass du das Fähnlein rumme drehn,
lass du das Schifflein untergehn,
lass du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

5. O Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann, halt!
ich habe einen Bruder noch,
der wird mich nicht verlassen,
nicht verlassen.

6. O Bruder!
verkauf du deinen braunen Rock,

und rette mir mein Leben doch,
und rette mir mein junges
frisches Leben.

7. O Schiffmann!
laß du das Fähnlein rumme drehn,
laß du das Schifflein untergehn,
laß du das schwarzbraun Mädelein
zu Grunde!

8. O Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann, halt!
ich habe einen Liebsten noch,
der wird mich nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

9. O Liebster!
verkaufe dich ans Ruder hier,
mein junges Leben rette mir,
o rette mir mein junges
frisches Leben!

10. O Mädelein!
Leib und Seel verkaufe ich,
dein junges Leben rette ich,
ich will dich nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

11. O Schiffmann!
setz aus, setz aus das Mädlein doch!
sie hat ja einen Liebsten noch,
der will sie nicht verlaßen,
nicht verlaßen.

Dieses dem Stoffe nach ungemein schöne Lied muß, eben um des Stoffes willen, sehr alt sein und weit über das sechzehnte Jarhundert hinausreichen. Die hier vorliegende Form aber gehört theils dem modernen Volkslied, theils der kunstmäßigen Ueberarbeitung an. Das echte Volkslied würde unzweifelhaft nicht zweimal denselben Loskaufgegenstand, den Rock, nennen, sondern an den Bruder die

Forderung des Loskaufs mit Beziehung auf einen anderen Gegenstand richten; auch ist das Herumdrehen des Fähnleins einer von den Einfällen der modernen Volkspoesie, durch welche die durch Vergeßen der richtigen Bezeichnungen entstandenen Lücken ausgefüllt und verdeckt zu werden pflegen. Das Sich-verkaufen an das Ruder aber, so wie die ganz unvolksmäßige Wiederholung der Interjection O gehört wol vollends der Ueberarbeitung an.

Eine andere Abfaßung, welche freilich auch nur bis zum Anfange des vorigen Jarhunderts zurückreicht und gleichfalls sehr erkennbare Spuren der modernen Volkspoesie an sich trägt, hält dagegen den epischen Schritt des Volksliedes in weit vollkommnerem Grade ein, als die eben mitgeteilte Recension. Ich laße diese aus Schleswig stammende*) Abfaßung zur Vergleichung um so mehr hier folgen, als sie ganz vergeßen zu sein scheint.

1. Halt, Schiffer halt!
ich hab noch einen Vater,
der wird mich nicht verlaßen, verlaßen, verlan.
Der Vater kam daher gegangen:
„ach Vater mein!
versetz Er seinen braunen Rock,
und rett mein junges Leben!“
„Meinen braunen Rock versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

*) Sie findet sich in der, zum grösten Theil verdienter Weise, vergeßenen Zeitschrift des wunderlichen J. D. Gräter: Idunna und Hermode, 1814, S. 76, aus einer Mitteilung des aus Schleswig gebürtigen dänischen Capitäns Abrahamson, welcher sie in seiner Kindheit, um 1750, von der Magd seiner Mutter „die von Volksliedern überfloß“ singen gehört hatte. Abrahamson macht sodann ganz richtige Bemerkungen über den Stil dieser „Art von Ballade“, und theilt noch die Anfänge von einem andern, sonst schon bekannten, gleicher Quelle entnommenen Volksliede mit.

2. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch eine Mutter,
die wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Die Mutter kam daher gegangen:
„ach Mutter mein!
versetz Sie ihre goldne Kett,
und rett mein junges Leben!“
„Meine goldne Kett versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!“

3. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch einen Bruder,
der wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Der Bruder kam daher gegangen:
„ach Bruder mein!
versetz du deine silbern Schnalln
und rett mein junges Leben!“
„Mein silbern Schnallen versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

4. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch eine Schwester,
die wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Die Schwester kam daher gegangen:
„ach Schwester mein!
versetz du deinen weißen Platen,
und rett mein junges Leben!“
„Mein weißen Platen versetz ich nicht,
dein junges Leben rett ich nicht,
fahr, Schiffer, fahr!

5. Halt, Schiffer, halt!
ich hab noch einen Liebsten,
der wird mich nicht verlaßen. :,: :,:
Der Liebste kam daher gegangen:
„ach Liebster mein!
versetze du dein blankes Schwert
und rett mein junges Leben.“
„Mein blankes Schwert versetz ich wol,

dein junges Leben rett ich wol,
halt, Schiffer, halt!

In beiden Abfaßungen scheint das Lied Fragment zu sein, doch ist es nicht eben nötig, dieß anzunehmen. Die Situation hat sichtlich die Seeräuberei zum Hintergrunde, und diese Raubfarten konnten ehedem sehr wol als bekannt vorausgesetzt, brauchten, als in gleicher Weise sich wiederholend, wenigstens in dem Liede nicht eigens erzält zu werden, wenn auch, wie es jetzt mitunter noch zu geschehen pflegt, dem abgesungenen Liede eine kurze Einleitung in Prosa vorausgeschickt wurde. In den Volksliedern von Kretzschmer findet sich eine doppelte Recension dieses Liedes mit den stärksten und fast unleidlichen Zuthaten modernen Prunkes (1, 181 Nr. 162 und 2, 54 Nr. 22), doch müßen die Bearbeiter die eben mitgeteilte Abfaßung, wie sie in Schleswig zu Hause war oder noch ist, gekannt haben. — Noch ist zu bemerken, daß in dieser Schleswigischen Recension das Schwert sicherlich alttraditionell ist, wenn auch Schnalle und Platen (Plätt, Vortuch, Schürze und Halstuch — durch ganz Niederdeutschland gehende Bezeichnung) der modernen Volkspoesie angehören.

Die Lieder der Liebesfreude, des Liebesglückes und etwa auch der Liebessehnsucht sind zwar im Allgemeinen sehr zalreich, wenn man nämlich die spätere Zeit des Volksliedes, wie sich dasselbe in den letzten zwei Jahrzehnden des sechzehnten Jarhunderts gestaltete, mit in Betrachtung zieht. In der älteren für das Volkslied mustergiltigen Zeit aber sind sie nicht häufig, weil das ältere Volkslied diese Empfindungen nur selten anders als an Begebenheiten, Thatsachen, sich gestalten ließ. Außer einigen wenigen, jetzt sofort aufzuführenden höchst einfachen Liedern der Liebesfreude und des Liebesglückes sind die meisten und vorzüglichsten Lieder dieser Gattung an die Frühlingsfreude und Sommerfreude angeschloßen, hierin der alten Minnesängerpoesie nicht unähnlich;

oder sie sind, gleichfalls der alten Zeit ähnlich, Reigenlieder. Von diesen Formen des Volksliedes gebe ich hier einige Proben, während ich die in den späteren Zeiten des Volksgesanges entstandenen zalreichen Lieder des Liebesglückes übergehe.

1. Ach Elslein, liebes Elselein,
wie gern wär ich bei dir!
so sind zwei tiefe Waßer
wol zwischen dir und mir.

2. „Das bringt mir großen Schmerzen,
herzallerliebster Gsell!
red ich von ganzem Herzen,
habs für groß Ungefäll.“

3. Hoff, Zeit werd es wol enden,
hoff, Glück werd kommen drein,
sich in alls Gut verwenden,
herzliebstes Elselein!

In dieser einfachsten Gestalt gehört das Lied noch dem fünfzehnten Jarhundert oder den ersten Jahren des sechzehnten Jarhunderts an, und muß eins der allerbekanntesten Lieder jener Zeit gewesen sein. Etwa vierzig Jahre später erhielt es eine neue Form, in welcher die „zwei tiefen Waßer“ sehr angemeßen zwar und wirklich anmutig ausgesponnen, aber eben doch ausgesponnen wurden. In dieser Gestalt, welche schon den Uebergang des alten Volksliedes in das neuere vorbereitet, war das Lied in der zweiten Hälfte des Jarhunderts in demselben hohen Grade beliebt, wie die ältere Form in früherer Zeit, findet sich in den meisten damaligen Liedersamlungen, so wie in den meisten neueren, indes blieb auch die alte, kürzere Form in Uebung, hier und da sogar bis in den Anfang dieses Jarhunderts. Zur Vergleichung möge auch die neuere Form hier stehen:

1. Ach Elslein, liebes Elslein mein,
wie gern wär ich bei dir!
so sind zwei tiefe Waßer
wol zwischen mir und dir.

2. „Wilt du dich lan abwenden drum,
weil der Waßer sind zwei?
da doch sonst mancher stolzer Knab
leidt noch so mancherlei.“

3. Ach Lieb, das schrecket mich allein,
daß ich nicht fahren kann,
und wenn dann bräch das Schiffelein,
müßt ich bald untergan.

4. „Ach nein, das soll geschehen nicht,
ich selbst helf rudern dir,
damit du nur in kurzer Zeit,
Herzlieb, her kommst zu mir.“

5. Weil du's, schöns Lieb, denn meinst so gut,
will ichs gleich wagen frei,
allein das bitt ich fleißig dich:
steh mir ohn Falschheit bei!

Nicht minder einfach ist folgendes Lied:

1. Lieblich hat sich gesellet
mein Herz in kurzer Frist
zu einer die mir gefället,
Gott weiß wol, wer sie ist;
sie liebet mir ganz inniglich,
die Herzallerliebste mein,
mit Treuen ich sie mein.

2. Wol für des Maien Blüte
hab ich sie mir auserkorn,
sie erfreut mir mein Gemüte,
mein Dienst hab ich ihr geschworn,
den will ich halten stätiglich,
mit Willen ganz unterthan,
dieweil ich das Leben han.

3. Ich vergleich sie einem Engel,
die Herzallerliebste mein:
ihr Härlein kraus wie ein Sprengel,
ihr Wänglein rot als der Rubin,

zwei weiße Aermlein, die sind schmal,
dazu ein roter Mund,
der lachet alle Stund.

Die erste Strophe, welche ohne Zweifel der eigentliche Stamm des Liedes ist, während die zweite und dritte Strophe (oder gar eine vierte, in welcher „der Venus Pfeil" vorkommt) Zusätze sind, hat ihre Bedeutung und allgemeine Verbreitung ohne Zweifel vor allen der in derselben ausgedrückten Verschwiegenheit der Liebe, diesem unerlaßlichen, in der Minnesängerdichtung so stark vertretenen, Bestandteil wahrer Herzensliebe, zu danken. In dieser Strophe ist das Wort „lieben" noch ganz in der alten Bedeutung und Wortfügung: wolgefallen, gebraucht; „in Treue meinen" ist ein von alter Zeit her bis in das 17. Jarhundert gebräuchlicher, stehender Ausdruck, um die ganze, volle, innerliche und äußerliche Treue zu bezeichnen: „meinen" bedeutet: seine Gesinnung auf etwas richten, während die jetzige Bedeutung: wähnen, eine Verschlechterung und Verflachung des ursprünglichen Sinnes ist.

Es mögen nun diejenigen Lieder folgen, welche die Liebesfreude mit der Naturfreude verbinden.

1. Sie gleicht wol einem Rosenstock,
drum gliebt sie mir im Herzen,
sie trägt auch einen roten Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen;
sie blühet wie ein Röselein,
die Wänglein wie das Mündelein;
liebst du mich. so lieb ich dich,
Röslein auf der Heiden!

2. Der die Röslein wird brechen ab,
Röslein auf der Heiden,
das wird wol thun ein junger Knab,
züchtig, fein bescheiden;
so stehn die Steglein auch allein,
der lieb Gott weiß wol, wen ich mein:

sie ist so grecht von gutem Gschlecht,
von Ehren hoch geboren.

3. Das Röslein das mir werden muß,
Röslein auf der Heiden,
das hat mir treten auf den Fuß,
und gschach mir doch nicht leide;
sie gliebet mir im Herzen wol,
in Ehren ich sie lieben soll,
beschert Gott Glück, gehts nicht zurück,
Röslein auf der Heiden!

4. Behüt dich Gott, mein herzigs Herz,
Röslein auf der Heiden!
es ist fürwahr mit mir kein Scherz,
ich kann nicht länger beiten;
du kommst mir nicht aus meinem Sinn,
dieweil ich hab das Leben inn;
gedenk an mich wie ich an dich,
Röslein auf der Heiden!

5. Beut mir her deinen roten Mund,
Röslein auf der Heiden,
ein Kuss gib mir aus Herzensgrund,
so steht mein Herz in Freuden.
Behüt dich Gott zu jeder Zeit,
all Stund und wie es sich begeit,
küss du mich, so küss ich dich,
Röslein auf der Heiden.

Es darf nicht erst gesagt werden, welches Lied seine Motive aus diesem, der Mitte des 16. Jarhunderts angehörigen Liede entlehnt hat. In Str. 2 Z. 5 wird die Verschwiegenheit der Liebe angedeutet: ich gehe meine Wege allein, die niemand weiß. In Str. 4 bedeutet „beiten“: warten, und in Str. 5 ist „begeit“ eine Zusammenziehung von: begibt.

1. Die Röslein sind zu brechen Zeit,
derhalben brecht sie heut!
und wer sie nicht im Sommer bricht,
der brichts im Winter nicht.

2. Und brichst du sie im Sommer nicht,-
das reuet dich, ja dich;
es geht ein frischer Sommer herein,
dasselbig freuet mich.

3. Der Sommer bringt uns kühlen Thau
ins grüne Gras, ja Gras;
wär ich bei meinem feinen Lieb,
so wär mir desto baß.

4. „Wilt du zu mir, saum dich nit lang,
in diesem Ziel, ja Ziel!
es geht ein frischer Sommer herein,
bringt uns der Röslein viel."

5. Da brachen sie der Röslein viel
mit großer Freud, ja Freud;
wolauf mit mir, brauns Mägetlein,
es ist jetzt an der Zeit!

6. Sie brachen ihnn der Röslein ab
zu einem Kranz, ja Kranz,
sie globten einander Treu und Ehr,
das macht ihr Lieb erst ganz.

7. Wer ist der uns das Liedlein sang
aus freiem Mut, ja Mut?
das thät eins reichen Bauren Sohn,
war gar ein junges Blut.

1. Wie schön blüht uns der Maie,
der Sommer fährt dahin!
mir ist ein feins Jungfräulein
gefallen in meinen Sinn;
oft sehen thut den Augen wol;
wenn ich an sie gedenke,
mein Herz ist Freuden voll.

2. Wenn ich des Nachts will schlafen,
kommt mir mein feins Lieb für,
und wenn ich dann erwache,
so find ich nichts bei mir;
erst hebt sich an ein große Klag,

wenn ich von ihr muß scheiden,
das macht mich alt und grau.

3. Ein Blümlein auf der Heiden
mit Namen Wolgemut
laß uns der lieb Gott wachsen,
ist uns für Trauren gut;
Vergißmeinnicht steht auch darbei;
grüß sie mir Gott von Herzen,
die mir die Liebste sei!

4. Wolt Gott, ich solt ihr wünschen
zwo Rosen auf eim Zweig!
ach Gott, solt ich sie wecken
mit meinem stolzen Leib!
das wär meins Herzen große Freud;
thu mich, Herzlieb, nun tröften
mit eim freundlichen Wort!

1. Wol kommt der Mai mit mancherlei
der Blümlein zart, nach seiner Art,
erquicket das verdorben was
durch Winters Gewalt,
das freuet sich ganz mannigfalt.

2. Alls das da lebt sich jetzt erhebt:
der Vögel Gsang, welcher vor lang
verschwiegen was; auch Laub und Gras
das grünet schon,
derhalb ich auch nicht trauren kann.

3. Und sonderlich erfreu ich mich
heimlichen des, ich weiß wol, wes,
davon man nicht viel Sonders spricht,
noch sagen soll;
will es mir wol, so gräths mir wol.

1. Nachtigal, ich hör dich singen,
das Herz möcht mir im Leib zerspringen,
komme doch und sag mir bald
wie ich mich verhalten soll.

2. Nachtigal, ich seh dich laufen,
aus dem Bächlein thust du saufen,

du tunkst dein klein Schnäblein ein,
meinst es wär der beste Wein.

3. Nachtigal, wo ist gut wohnen?
auf den Linden, in den Kronen,
bei der schön Frau Nachtigal,
grüß mein Schätzchen tausendmal.

Dieß letzte Lied ist eins der wenigen wirklich guten Lieder dieser Gattung, welche von der neueren Volkspoesie hervorgebracht worden sind, vielleicht das einzige. Abgedruckt wurde es zuerst im Wunderhorn 1, 93, warscheinlich mit einer leisen Ueberarbeitung, wenigstens ist es mir aus dem Volksmunde selbst nicht ganz in dieser Gestalt vorgekommen.

Zum Abschluß dieser Abteilung, der Liebeslieder, mögen noch drei Reigenlieder folgen. Unter diesen hat man solche zu verstehen, welche nicht bloß außerhalb des Tanzes, etwa zur nachfeiernden Erinnerung an denselben, gleichsam als Abbilder des Tanzes, sondern welche bei dem Tanze, von den Tanzenden selbst, gesungen wurden. Der alte Tanz, Reigen, war langsam und gemeßen genug, um ein solches Singen zuzulaßen, und Tänze, welche in das Schwenken, Rennen und Wirbeln übergiengen, wurden nicht nur in der Zeit des Minnegesanges, sondern noch im sechzehnten Jarhundert, meist als welsche Tänze, als roh und unanständig betrachtet. Anders heut zu Tage, wo es der tanzenden Jugend aber auch nicht mehr möglich ist, die volle Harmonie der Jugendfreude, die Zusammengehörigkeit von Gesang und Tanz darzustellen.

1. Bergreigen.

1. Bei meines Bulen Haupte
da steht ein güldner Schrein,
darinn da ligt verschloßen
das junge Herze mein;
wolt Gott, ich hätt den Schlüßel,
ich würf ihn in den Rhein,

wär ich bei meinem Bulen,
wie möcht mir baß gesein!

2. Bei meines Bulen Füßen
da fleußt ein Brünnlein kalt,
und wer des Brünnleins trinket,
der jungt und wird nicht alt;
ich hab des Brünnleins trunken
so manchen stolzen Trunk;
viel lieber wollt ich küssen
meins Bulen roten Mund.

3. In meines Bulen Garten
da stehn zwei Bäumelein,
das ein das trägt Muscaten,
das ander Nägelein;
Muscaten die sind süße,
die Nägelein die sind räß*),
die gib ich meinem Bulen,
daß er mein nicht vergeß.

4. Und der uns diesen Reien sang,
so wol gesungen hat,
das haben gethan zwen Hauer**)
zu Freiberg in der Stadt;
sie haben so wol gesungen
bei Meth und kühlem Wein;
darbei da ist geseßen
der Wirtin Töchterlein.

2. Winterreigen.

1. Es hat sich zu mir gesellet
ein feines Fräuelein;
wie wol sie mir gefället;
ihr Diener wolt ich sein;
ich dient ihr ganz mit Treuen
demselben Fräuelein,
ich dient ihr in allen Reien
bis auf das Ende mein.

*) scharfschmeckend. **) Bergleute.

2. Sie kann mir Freuden machen,
Lust, Lieb, zu aller Zeit,
mit ihrem freundlichen Lachen
hat ich mir sie auserwählt;
sie liebet mir vor allen,
das red ich auf mein Eid;
der lieb Gott sol ihr walten!
der Fluch sei ihr gefeit.

3. Erleb ich den liebsten Sommer,
so hebt sich ein großer Streit
vor den Blümlein in der Aue
darzu den Röslein rot;
ich mein die zarte Jungfrauen:
ihr dient ich früh und spat,
ich dient ihr in allen Reien
bis auf mein Hinnefart.

3. Maienreigen.

1. Der Sommer und der Sonnenschein
ganz lieblich mir das Herze mein
erquicken und erfreuen,
daß ich mit Lust im grünen Gras
mag springen an den Reien.

2. Des lacht die Allerliebste mein,
wolt Gott ich solt heint*) bei ihr sein
in Züchten und in Ehren!
das wär meins Herzen gröste Freud,
darauf darf ich wol schwören.

3. Demselben wacker Meidelein
schickt ich neulich ein Kränzelein
mit rotem Gold bewunden,
dabei sie mein gedenken soll
bei hundert tausend Stunden**).

*) an diesem Abend. **) „Stunden“ ist das, was wir jetzt nur durch „Mal“ ausdrücken.

4\. Ich ritt durch einen grünen Wald,
da sungen die Vöglein wolgestalt,
Frau Nachtigal mit ihnen;
nun singt ihr klein Waldvögelein
um meines Bulen willen!



III. Lieder der Geselligkeit.

Eine große Anzal von Volksliedern der älteren Zeit ist der treue Abdruck der unbefangenen oft freilich im höchsten Grade sorglosen Lebensfreude, von welcher troß aller politischen und socialen Not und Bedrängnis das sechzehnte Jarhundert erfüllt war — es sind Lieder, welche den Genuß des Lebens feiern, nicht selten freilich in der allermateriellsten Weise, indes doch mit kaum nennenswerten Ausnahmen, so daß dieser Genuß den höheren Gütern des Lebens nicht nur nicht entgegen gesetzt wird, sondern dieselben gelten läßt, ja deutlich genug voraussetzt, sogar zuweilen ausdrücklich anerkennt. Gegensätze gegen diese höheren Lebensgüter, wie dieselben in neueren Liedern des Lebensgenußes, der Poesie nicht förderlich, sondern dieselbe zerstörend, so oft vorgekommen sind, finden sich in diesen Liedern gar nicht — sie sind, wie das der echten Dichtung eigen ist, völlig ohne Tendenz, ohne Beabsichtigung der Erreichung irgend eines außerhalb der Dichtung liegenden Zweckes. Sie haben, wenigstens in ihrer weit überwiegenden Mehrzal, eine Unbefangenheit und Harmlosigkeit, welche man die Unbefangenheit und Harmlosigkeit frölicher Knaben nennen könnte, und zeigen die beßere Seite der das fünfzehnte und sechzehnte Jarhundert freilich im Uebermaß beherschenden Lebelust und Genußlust auf, während das fünfzehnte Jarhundert auch den schlimmen, ja den ärgsten Seiten dieser Genußlust in seinen verabscheuungswürdigen

Fastnachtsspielen einen literarischen — wir dürfen nicht sagen: einen poetischen — Ausdruck gegeben hat.

Zu diesen, für die Kreiße frölichen Zusammenseins der männlichen Jugend bestimmten, oder vielmehr aus diesen Kreißen als deren unmittelbares Erzeugnis hervorgegangenen, Liedern laßen sich nun auch manche der im Vorhergehenden aufgeführten Lieder, wie namentlich die Reiterlieder und Landsknechtslieder rechnen. Ich stelle hier nur solche zusammen, welche, ohne die Zustände einzelner Gesellschaftsklassen darzustellen, mehr allgemeiner Art sind: Weinlieder oder Zechlieder, Gelaglieder (Schlemmerlieder), unter ihnen auch solche, in denen sich die Sorglosigkeit und der Leichtsinn selbst ironisiert, und sonstige Scherzlieder. Dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, gebe ich von allen diesen Formen der Gesellenlieder nur eine sehr sparsame Auswahl.

An die Spitze derselben möge ein Lied treten, welches eins der beliebtesten Volksbilder jener Zeit überhaupt gewesen ist und sich bis weit in das siebenzehnte Jahrhundert hinein beliebt erhalten hat, ein Lied, in welchem die Naturfreude sich in naiver Weise an die Genußfreude, oder diese an jene, anlehnt:

1. Herzlich thut mich erfreuen
die frölich Sommerzeit,
all mein Geblüt verneuen,
der Mai viel Wollust geit;
die Lerch thut sich erschwingen
mit ihrem hellen Schall,
lieblich die Vöglein singen,
voraus die Nachtigall.

2. Der Kukuk mit seim Schreien
macht frölich jedermann,
des Abends frölich reien
die Meidlin wolgethan;
spazieren zu den Brunnen
pflegt man zu dieser Zeit,
all Welt sucht Freud und Wunne
mit Reisen fern und weit.

3. Es grünet in den Wälden,
die Bäume blühen frei,
die Röslein auf den Felden
von Farben mancherlei;
ein Blümlein steht im Garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle Kraut Wegwarten
macht guten Augenschein.

4 Ein Kraut wächst in den Auen
mit Namen Wolgemut,
liebt sehr den schönen Frauen,
darzu Holunderblut,
die weiß und roten Rosen
hält man in großer Acht,
kann Geld darum gelosen,
schön Kreuz man daraus macht.

5. Das Kraut Je länger je lieber
an manchem Ende blüht,
bringt oft ein heimlich Fieber,
wer sich nicht dafür hüt;
ich hab es wol vernommen,
was dieses Kraut vermag,
doch kann man dem vorkommen:
wer Maßlieb braucht all Tag.

6. Des Morgens in dem Thaue
die Meidlin grasen gehn,
gar lieblich sie anschauen
die schönen Blümlin stehn,
darauß sie Krenzlein machen,
und schenkens ihrem Schatz,
den sie freundlich anlachen
und geben ihm ein Schmatz.

7. Darum lob ich den Summer
darzu den Maien gut,
der wendt uns allen Kummer
und bringt viel Freud und Mut;
der Zeit will ich genießen

dieweil ich Pfennig hab,
und wen es thut verdrießen,
der fall die Stiegen ab!

Dieses Lied wurde schon im Jahr 1561 von Johann Walther in ein bis auf diesen Tag bekanntes und beliebtes geistliches Lied umgekleidet, und erfuhr außer dieser Umkleidung noch mehrere andere Contrafacturen von verschiedenem Werte; auch ist an die Anfangsworte unseres Liedes angelehnt das vortreffliche Sterbelied: Herzlich thut mich verlangen nach einem selgen End.

Hierauf mögen noch drei der ältesten und beliebtesten Weinlieder folgen:

1.

1. Wo wächst Heu auf der Matten
dem frag ich gar nicht nach,
hab Sonne oder Schatten,
ist mir ein gringe Sach:
sonder das komt von Reben
das selbig wölln wir han,
das kan viel Freuden geben,
das weiß doch Weib und Mann;
das ist gut Heu des ich mich freu
und blanget wenn es reifen thut,
denn es macht allzeit Freud und Mut.

2. Man soll es treulich pflanzen,
denn es viel Wunder thut,
macht Krumm und Lahm zu tanzen,
ist das von Art nicht gut?
macht Jung und Alt zu singen,
ein traurigs Herz erquickt,
daß es wird guter Dinge,
zu allen Sachen gschickt,
gibt Kraft dem Mann, daß er geht dran
an Streit und an die Fräulein fein,
macht auch, daß die thun hurtig sein.

3. Wo wächst doch Heu so gute,
daß mir mein Theil auch werd?
Gott halts in seiner Hute,
wo es je wächst auf Erd,
daß es mög wol geraten!
zu Freuden dient es fein;
wölln backen, sieden, braten,
da muß kein Mangel sein;
mit Freud und Mut, das Heu ist gut,
laßt uns das sauber führen ein!
es mag allzeit gut heuen sein.

4. Der uns das Heu thut geben,
Gott wöll sein Schirmer sein,
daß er bleib lang bei Leben!
aus Heu macht er gut Wein
und kocht uns gute Bißlein
darzu Pasteten gnug,
wir achten nicht der Spißlein,
Rebhühner sind sein Fug,
die Wachteln und die Lerchen gsund
die sind so lustiglich bereit
mit Gsellschaft gut und aller Freud.

5. Das Heu thut ihn nit reuen,
gibt uns des allzeit gnug,
wer das nit wol mag käuen
derselb ist nit sein Fug,
und ihn auch wolt verdrießen
beim Gsang und Saitenspiel,
der möcht des Heus nicht gnießen
und wär sein ganz und viel;
wer Freud will han derselbig Mann
mit uns das Heu verdämpfen frei!
nun rat, wer doch der Heuer sei?

6. Am besten will das melden:
man lebt in solcher Art
im Holz und auf den Felden
wo man mit Heu ausfart,
und möcht ein jeder wähnen,
man mähets in dem Gras:

man rechets mit den Zähnen
und labets mit dem Glas,
das Heu so gut, das manchem thut
die Schaben treiben aus dem Gwand,
das Heu ist jedem wol bekant.

2.

1. Den liebsten Bulen den ich han
der liegt beim Wirt im Keller,
er hat ein hölzins Röcklein an
und heißt der Muskateller;
er hat mich nächten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen Tag,
Gott geb ihm heint ein gute Nacht!

2. Von diesem Bulen den ich mein
will ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste Wein,
macht lustig mich zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien Mut
alls durch sein Kraft und Eigenschaft;
nun grüß dich Gott mein Rebensaft!

3.

1. Man sagt wol: in dem Maien
da sind die Brünnlein gsund,
ich glaubs nit, bei mein Treuen:
es schwenkt eim nur den Mund
und thut im Magen schweben,
drum will mirs auch nit ein;
ich lob die edlen Reben,
die bringen uns gut Wein.

2. Nu bis mir recht willkommen,
du edler Rebensaft!
ich hab gar wol vernommen:
du bringst mir süße Kraft,
läßt mir mein Gmüt nit sinken
und stärkst das Herze mein,
drum wollen wir dich trinken
und alle frölich sein.

Martinslied.

1. Im Winter ist ein kalte Zeit,
daß man nit viel zu Felde leit:
ich sah ein Wolf her traben
vor eines reichen Bauren Hof,
ein Gans trug er beim Kragen.

2. Er setzt sich nieder auf den Schnee,
der bitter Hunger thät ihm weh,
die Gans wollt er verzehren:
da dacht die Gans in ihrem Mut:
möcht ich michs Wolfs erwehren!

3. Die Gans die bat den Wolf gar sehr:
ob ihres Lebens nimmer wär,
daß ers ein Lied ließ singen,
das frölich nach ihrem Tode jäch*)
von Tanzen und von Springen.

4. Die Gans die rauft ein Feder aus,
und macht dem Wolf ein Kränzlein draus,
der besten Federn eine
so sies in ihrem Flügel trug,
war beßer denn sonst keine.

5. Und da der Kranz gemachet war,
dem Wolf setzet sies auf sein Haar,
des thät der Wolf sich freuen,
er sprach: wir wollen tanzen thun
ein kleinen kurzen Reien.

6. Sie tanzten hin und tanzten her,
gleich ob es vor der Fastnacht wär,
der Tanz war mancherleie;
ich stund darbei und sach ihn zu,
der Wolf der führt den Reien.

7. Und da der Tanz am besten was,
das Gänslein da sein nicht vergaß,
stund auf und flog von dannen:
„gesegn dich, Wolf, du scheußlichs Thier,
nach mir hab kein Verlangen“.

*) ausspräche, sagte, erzälte.

8. Der Wolf der stund und sah ihr nach:
„der Teufel mir das riet und sprach,
daß ich thät nüchtern tanzen;
betrügt mich kein Gans nimmermehr,
sei Gänsin oder Ganser".

9. Der Wolf der schwur bei seinem Eid:
„es soll viel Gänsen werden leid,
ich will ihns nicht vertragen,
den Winter und den Sommer will
ich erst viel Gänsen zwagen" *).

10. „Ja Wolf! du bist ein listigs Thier,
betrogen bist worden von mir,
wol durch ein Kränzeleine;
Sanct Merten errette mich von dir,
der treu Nothelfer meine."

Schlemmerlieder.

1.

1. Wo soll ich mich hin kehren,
ich dummes Brüderlein?
wie soll ich mich ernähren?
mein Gut ist viel zu klein:
als ich ein Wesen han
so muß ich bald davon,
was ich soll heur verzeren,
das hab ich fernt **) verthan.

2. Ich bin zu früh geboren,
ja wo ich heut hinkomm
mein Glück kommt mir erst morgen;
hätt ich das Kaisertum,
darzu den Zoll am Rhein,
und wär Venedig mein,
so wär es alls verloren,
es müßt verschlemmet sein.

3. So will ich doch nit sparen,
und ob ichs all verzehr,
und will darum nit sorgen,

*) den Kopf waschen, derb abreiben. **) im vorigen Jahre.

Gott bschert mir morgen mehr:
was hilfts, daß ich lang spar?
vielleicht verlör ichs gar;
sollt mirs ein Dieb austragen,
es reuet mich ein Jahr.

4. Ich will mein Gut verprassen
mit Schlemmen früh und spat,
und will ein sorgen laßen,
dem es zu Herzen gat;
ich nehm mir ein Ebenbild
bei manchem Thierlein wild,
das springt auf grüner Heide,
Gott bhüt ihm sein Gefild.

5. Ich sah auf breiter Heide
viel manches Blümlein stan,
das ist so wol bekleidet:
was Sorg solt ich denn han,
wie ich Gut überkomme?
ich bin noch frisch und jung,
sollt mich ein Not anlangen,
mein Herz wüßt nichts darum.

6. Kein größer Freud auf Erden ist,
denn gutes Leben han;
mir wird nicht mehr zu dieser Frist,
den Schlemmen um und an,
darzu ein guter Mut;
ich reis' nicht sehr nach Gut,
als mancher reicher Burger
nach großem Wucher thut.

7. Der gewinnt sein Gut mit Schaben,
darzu mit großer Not,
wenn er ein Ruh sollt haben,
ligt er als sei er todt:
so bin ich frisch und jung,
Gott verleih mir viel der Stund!
Gott bhüt mich jungen Knaben,
daß mir kein Unmut komm.

8. Ich laß die Vögel sorgen
gen diesem Winter kalt;

will uns der Wirt nicht borgen,
mein Rock geb ich ihm bald,
das Wammes auch darzu;
ich hab weder Rast noch Ruh,
den Abend als den Morgen,
bis daß ichs gar verthu.

9. Steck an die Schweinebraten,
dazu die Hüner jung!
darauf mag uns geraten
ein frischer freier Trunk;
trag einher kühlen Wein
und schenk uns tapfer ein!
mir ist ein Beut geraten,
die muß verschlemmet sein.

10. Drei Würfel und ein Karte,
das ist mein Wapen frei,
sechs hübscher Fräulein zarte,
an jeglicher Seiten drei;
ruck her, du schönes Weib!
du erfreust mirs Herz im Leib,
wol in dem Rosengarte
dem Schlemmer sein Zeit vertreib!

11. Ich bind mein Schwert an dSeiten,
und mach mich bald davon,
hab ich dann nit zu reiten,
zu Fuße muß ich gan;
es ist nit allzeit gleich,
ich bin nit allweg reich,
ich muß der Zeit erbeiten*),
bis ich das Glück erschleich.

2.

1. Ein Abt den wölln wir weihen,
ist aus der Maßen gut,
ein Kloster wölln wir bauen,
liegt so in groß Armut,

*) erwarten.

darinne wohnt mancher Bruder ohn bar Geld,
unser Orden regiert in aller dieser Welt.

2. Und wollt ihr Herren wißen
wie unser Orden sei gstalt?
und der in unsern Orden will,
daß er kein Pfenning bhalt,
allzeit zerrißen, nackend, barfuß soll er gan;
was soll der Bruder für eine seltsame Gugel han?

3. Ein Narrenkappe ziemt ihm wol,
das soll sein Gugel sein,
zerrißen Kleider stehn ihm wol,
dardurch sein Ehr erschein,
schmarotzen, betteln thut uns armen Brüdern wol,
trachten nur, daß wir Tag und Nacht stets werden voll.

4. Da kam ein Bruder bald herfür,
fragt, was mein Orden sei?
drei Würfel zucket ich herfür,
und warf zink, quater, drei;
„du magst mir wol ein rechter Bruder im Orden sein!"
er schloß mir auf und ließ mich in sein Klösterlein.

Zwei Bohnenlieder.

1. Man sagt von Geld und großem Gut,
das thun ich alls ring achten,
für alls gfällt mir ein freier Mut,
darnach ich uur will trachten;
kein sonder Witz noch Kunst so spitz
will laßen um mich wohnen,
und singen frisch frölich ob Tisch:
nun gang mir aus den Bohnen!

2. Was brächt es Nutz ob ich schon wollt
nach großem Witz thun stellen?
ist mir beschert Glück, Gut und Gold,
wird sich zu mir wol gsellen,
darf nit viel Not; in keine Rott
will ich, da ich muß schonen

der Weisheit gar, nit fingen tar*):
nun gang mir aus den Bohnen!

3. Auf meine Weis' will ich hinaus,
das Vöglein laßen sorgen,
und frölich sein nur überaus
vom Abend bis zum Morgen;
auf meinem Tisch ob schon nit Fisch
und köstlich Speis thun wohnen,
so eß ich Kraut, füllt mir die Haut,
sing: gang mir aus den Bohnen!

4. Will Gott, so muß kein Geld bei mir
durch Alter schimmlig werden,
raum auf, leib nichts!**) ist mein Beginn:
viel Glück ist noch auf Erden,
es kommt bei Tag wer warten mag,
daß mir mein Weis' wird lohnen,
nach dem ich ring und täglich sing:
nun gang mir aus den Bohnen!

5. Bei dem ichs jetzt will bleiben lan,
mich gar nit kümmern laßen
was jeder sagt nach seinem Wahn:
trag auf vier, fünf, sechs Maßen!
ich bring dir ein, halt sieben Stein,
und kost 'es schon ein Kronen,
so will ich doch singen im Gloch***):
nun gang mir aus den Bohnen!

---

1. Wer lützel†) bhalt und viel verthut,
der darf nit stehn in Sorgen,
daß man ihm zletst vergant sein Gut:
kein Jud thut ihm drauf borgen;
wer nütze Ding will achten ring,
sein selbst nit will verschonen,
dem sagt man bald eh denn er alt:
nun gang mir aus den Bohnen!

---

*) mir getraue. **) laß nichts übrig. ***) gemeinschaftliches Mahl mit Trunk; jetzt fälschlich „Gelage“ gesprochen und geschrieben. †) wenig.

2. Wer allzeit mit den Gläsern kämpft,
ist stät bei vollen Rotten,
wann er das Sein hat all verdämpft,
so thut man nur sein spotten;
wer böse Spiel nit laßen will,
dem wird es übel lohnen,
kommt er vor dThür, man weist ihn für,
spricht: gang mir aus den Bohnen!

3. Wer sich an böse Weiber kehrt,
den hält man wert zu Zeiten;
eh daß er ihrer Bosheit glehrt,
bhalt er kein Geld im Beutel;
man zeigt auf ihn und lachet sein,
und spricht: er muß gewohnen!
jagt ihn auch aus von Hof und Haus,
spricht: pack dich aus den Bohnen!

4. Wer Weib und Kind daheim verlaßt,
mutwillig zeucht zu Kriegen,
mag werken nit, das Sein verprasst,
am Sold hat kein Benügen:
er raubt und brennt, auf Beuten rennt,
zletst straft ihn ein Kartonen,
des freut sich dann manch armer Mann,
spricht: gang mir aus den Bohnen!

5. Wer sein Gut fast auf Rüstung leit,
vil Gäul auch hat am Barren,
kein Dienstgeld hat und wenig Bscheid,
thut selten gut in d'Harren;
wann er verzehrt, sich Stegreifs nährt,
greift an auf all Personen,
der denkt billig: erschnappt man mich,
so muß ich aus den Bohnen!

6. Wer sonst hat gnug und keine Kind,
darzu nichts thut dann sparen:
er lauft und rennt, kratzt, schabt und schindt,
wird wenig Dank erfahren;
ihm gschicht gleich wie dem Esel hie:
muß Holz und Waßer frohnen,

wärmt sich nit mit und wascht sich nit;
zletst muß er aus den Bohnen.

Dazu noch ein, im sechzehnten Jarhundert weit verbreitetes Spottlied:

1. Ich weiß mir einen freien Hof,
da sitzt ein reicher Bauersmann auf,
der hatt ein schöne Fraue;
das ward ein glatter Mönch gewar,
er meint, er wolts beschauen.

2. Der Mönch der kam des Abends spat:
„Frau wißt ihr nicht ein heimlich Ort?"
sie antwort ihm gar schnelle:
„kein heimlicher Ort in meinem Haus,
denn drunden in meinem Keller."

3. Der Mönch der sprach zum Fräulein schön:
„laßt uns in euren Keller gehn!
wir wollen Kurzweil treiben;
kein heimlicher Ort in diesem Haus,
da wir mögen bleiben."

4. Da sie mit ihm auf die Staffel kam,
das Fräulein wieder hinter sich sprang,
sie thät die Thür beschließen:
„trett fort, lieber Herre mein,
laßt euch das nicht verdrießen!"

4. Das Fräulein war im Sinn so stät,
da sie die Thür beschloßen hätt,
sie thät gar heimlich lachen:
„hätt ich die Mönch all zwölf im Keller,
die Sach wolt ich ihnn machen."

6. Das Fräulein steckt ein Zeichen aus,
es kamen noch elf Mönch ins Haus,
einer nach dem andern gangen;
da gedacht das selbig Fräuelein:
„die Füchs will ich wol fangen".

7. Da sind all zwölf in Keller bracht,
sie liefen zusammen wie die Schaf,

thät einer dem andern klagen:
„hat uns der bitter Teufel herein
in diesen Keller tragen?“

8. Das Fräulein sah zum Kellerloch nein:
„was soll das für ein Lärmen sein?
was thut ihr in meinem Keller?
ich mein, ihr wollt mir stehlen mein Wein,
ich darf sein warlich selber.

9. Wolt ihr euch nit mit mir vertragen,
ich will es meinem Amtmann klagen,
der wird es euch nit schenken;
der Amtmann ist ein zornig Mann,
der läßt euch all zwölf henken.“

10. „Ach nein, herzliebe Fraue, nein!
wir stehln euch weder Brod noch Wein,
laßt uns aus eurem Keller!
wir wölln euch hundert Gulden geben,
daran fehlt nit ein Heller.“

11. Das Fräulein wollt des gwissen spieln,
sie sprach: „langt mir das Geld vor her!
ihr möcht mich sonst betriegen“.
Wollten sie aus dem Keller heraus,
sie musten die Riemen ziehen.

12. Sie gaben ihrs Geld zum Kellerloch naus,
sie ließ die beschorne Buben raus,
einen nach dem andern;
da sprach das selbig Fräuelein:
„zwölf Füchs hab ich gefangen“.

12. Der Prior der war voll und satt,
er führt die zwölf mit ihm ins Bad,
sie thäten das Leid abwäschen;
das Fräulein nahm das Geld von ihn,
ließ ihnn die leeren Täschen.

Endlich noch ein kleines Scherzlied zum Schluß:

1. „Gott grüß euch, Frau Malerin, hübsch und fein!
wo habt ihr eur schwarzbraun Töchterlein?“

2. „Mein Töchterlein das ist noch viel zu klein,
sie schläft wol noch ein Jahr allein!“

3. „Ein Jahr, ein Jahr ist mir so lang!“
sie schwingt sich von der Erden wol auf die Bank.

4. Wol von der Bank wol auf den Tisch:
„seht, liebe Frau Mutter, wie groß bin ich!“



Register der Lieder.

Druck von Joh. Aug. Koch in Marburg.

